Deutsche Volksmärchen

Fabeln und Schwänke

Ludendorffs Verlag G.m.b.H./München

Deutsche Volksmärchen

Fabeln und Schwänke

mit Bildern von Hans Günther Strick

herausgegeben von Fritz Hugo Hoffmann

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. / München 2 NW

Inhaltsverzeichnis

Nach dem A-B-C zu finden

Den Einband zeichnete Karl Martin, Weinböhla bei Meißen.

Die Märchen

sind für die Kinder **und** auch für die Erwachsenen. Auf beide werden sie in ihrer gesunden, frischen Kraft wirken.

Die nachfolgenden Erläuterungen sind für die Hand der Eltern, Lehrer und Erzieher. Sie sollen als Anregung dienen, tiefer in die Märchen einzudringen.

Märchen nennen wir gemeinhin alle jene Erzählungen, die keinen Anspruch auf Tatsächlichkeit erheben — sie sind Dichtung; voll wunderbarer, unwirklicher Begebenheiten, jenseits der „Kausalität", des strengen Naturgesetzes, jenseits von Zeit und Raum, frei von Fesseln, erhaben über allem Zweck — aber doch sinnvoll, oft tiefsinnig, und immer wahr: denn hier handelt die Seele. Bilder sind es einer traumhaft üppigen Vorstellungkraft, die aus der Seele aufbricht und an Dinge rührt, die nur mit der Seele zu erfassen sind.

Das Kind wird unbewußt von der Märchenwunderwelt erfaßt. Auch den Erwachsenen ergreift immer wieder etwas beim Hören und Lesen der Märchen; selbst ein Friedrich der Große las in einem Feldlager des Siebenjährigen Krieges Märchen und sprach sich begeistert darüber aus. Erst der Erwachsene ist fähig, die volle Schönheit, die Kunst und den tiefen Sinn der Märchen zu erfassen — sie sind gar nicht für die Kinder allein, sondern auch für die Erwachsenen.

Diese Märchen, Fabeln und Schwänke sind Kunst; man beachte den formvollendeten Aufbau und die klare innere Linie der Entwicklung, dazu die weise Beschränkung auf das Wesentliche, daraus die kernige Knappheit entspringt, ohne aus dem Märchenton zu fallen. Diese Volkskunst oder Kleinkunst unterscheidet sich von der hohen Kunst der Gipfelwerke nicht im Wesen, sondern nur im Grade; was hier noch Knospe ist, wird in der großen Kunst zu voller Blüte entfaltet. Ja: das Märchen kann, wie das

Volkslied, der Wegbereiter zu den Gipfelleistungen Deutscher Kunst werden. Es ist aber auch ein Weg zum Erleben und Bewußtwerden der Volksseele; schon im Kinde klingt diese auf aus dem Rasse-Erbgut — deswegen liebt es ja so die Deutschen Märchen!

Die Bilder von der Künstlerhand Hans Günther Strick's werden das ihre zum tieferen Verständnis der Märchen beitragen. Sie sind nicht nur ein Schmuck, sondern wollen selbst sprechen und eingehend betrachtet sein. Diese Märchen verlangen geradezu nach Darstellung in lebendigen Gestalten, wie ja einige auch als Lustspiel und Schwank aufführbar sind. Manches, was im gewöhnlichen Hinhören nicht sogleich beachtet wird, ist in den Bildern erfaßt und oft in kleinen Nebendingen sichtbar geworden, so wie die folgenden Erläuterungen versuchen, durch das Wort manches ins Licht zu heben, was mancher nicht bemerkte. — Bei den Fabeln und Schwänken sind die Bilder leicht verständlich. Bei den ernsten Märchen bergen sie Tiefes: man betrachte nur das packende Mittelbild zu dem Märchen „Die Bienenkönigin", wie der lebensvolle Jüngling, der „Träumer", dasteht zwischen den zu Stein erstarrten Brüdern hinter ihm — sie konnten die Aufgabe nicht lösen — und der Steinplatte, die vor ihm steht, darauf die zu lösenden Aufgaben eingemeißelt stehen. Das alte Männchen hat ihn nur herangeführt — es darf ja nichts sprechen — nun: dann reden die Steine: jene erstarrten Menschenleiber als Mahnung, die Felstafel als Aufruf zur Tat, zur Befreiung.

So wie die Bilder aus dem seelischen Miterleben des Künstlers gestaltet sind und den Leser nur anregen, keinesfalls seine eigene Bildkraft und Vorstellungwelt festlegen wollen, so sind auch die nach den Märchen gebrachten Erläuterungen, aus dem seelischen Miterleben geschöpft, persönlicher Ausdruck, ohne eine Festlegung geben zu wollen — weder für die Deutung der Märchen noch für die angeführten Seelengesetze und die Deutsche Gotterkenntnis. Wie eine Erläuterung zu einem Kunstwerke nur Hinweis, ein Heranführen sein kann, nie ein Zerpflücken sein darf, und das Kunstwerk selbst immer wieder aufgenommen werden muß, so sind auch diese Märchen selbst immer wieder als Ganzes zu erleben.

Der Herausgeber.

Das Waldhaus

Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einsamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an seine Arbeit wollte, sagte er zu seiner Frau: „Laß mir mein Mittagsbrot von dem ältesten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde sonst nicht fertig. Und damit es sich nicht verirrt", setzte er hinzu, „so will ich einen Beutel mit Hirsen mitnehmen und die Körner auf den Weg streuen." Als nun die Sonne mitten über dem Walde stand, machte sich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Aber die Feld- und Waldsperlinge, die Lerchen und Finken, Amseln und Zeisige hatten den Hirsen schon längst aufgepickt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da ging es auf gut Glück immer fort, bis die Sonne sank und die Nacht einbrach. Die Bäume rauschten in der Dunkelheit, die Eulen schnarrten, und es fing an ihm angst zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwischen den Bäumen blinkte. „Dort sollten wohl Leute wohnen", dachte es, „die mich über Nacht behalten", und ging auf das Licht zu. Nicht lange, so kam es an ein Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Es klopfte an, und eine rauhe Stimme rief von innen „herein". Das Mädchen trat auf die dunkle Diele,

und pochte an der Stubentür. „Nur herein" rief die Stimme, und als es öffnete, saß da ein alter eisgrauer Mann an dem Tisch, hatte das Gesicht auf die beiden Hände gestützt, und sein weißer Bart floß über den Tisch herab, fast bis auf die Erde. Am Ofen aber lagen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntgescheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten sein Schicksal und bat um ein Nachtlager. Der Mann sprach:

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?"

„duks!" antworteten die Tiere: und das mußte wohl heißen „wir sind es zufrieden", denn der Alte sprach weiter: „Hier ist Hülle und Fülle, geh hinaus an den Herd und koch uns ein Abendessen." Das Mädchen fand in der Küche Überfluß an allem und kochte eine gute Speise, aber an die Tiere dachte sie nicht. Es trug die volle Schüssel auf den Tisch, setzte sich zu dem grauen Mann, aß und stillte seinen Hunger. Als es satt war, sprach es: „Aber jetzt bin ich müde, wo ist ein Bett, in das ich mich legen und schlafen kann?" Die Tiere antworteten:

„Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun sieh auch wo du bleibst die Nacht."

Da sprach der Alte: „Steig nur die Treppe hinauf, so wirst du eine Kammer mit zwei Betten finden, schüttle sie auf und decke sie mit weißem Linnen, so will ich auch kommen und mich schlafen legen." Das Mädchen stieg hinauf, und als es die Betten geschüttelt und frisch gedeckt hatte, legte es sich in das eine, ohne weiter auf den Alten zu warten. Nach einiger Zeit aber kam der graue Mann, beleuchtete das Mädchen mit dem Licht und schüttelte mit dem Kopf. Und als er sah, daß es fest eingeschlafen war, öffnete er eine Falltüre und ließ es in den Keller sinken.

Der Holzhauer kam am späten Abend nach Haus und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen Tag habe hungern lassen. „Ich habe keine Schuld", antwortete sie, „das Mädchen ist mit dem Mittagessen hinausgegangen, es muß sich verirrt haben:



morgen wird es schon wiederkommen.“ Vor Tag aber stand der Holzhauer auf, wollte in den Wald und verlangte, die zweite Tochter sollte ihm diesmal das Essen bringen. „Ich will einen Beutel mit Linsen mitnehmen“, sagte er, „die Körner sind größer als Hirsen, das Mädchen wird sie besser sehen und kann den Weg nicht verfehlen.“ Zur Mittagszeit trug das Mädchen die Speise hinaus, aber die Linsen waren verschwunden: die Waldvögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und keine übrig gelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher bis es Nacht ward, da kam es ebenfalls zu dem Haus des Alten, ward hereingerufen, und bat um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weißen Barte fragte wieder die Tiere:

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten abermals „duks“, und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mäden kochte eine gute Speise, aß und trank mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie:

„Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun sieh auch wo du bleibst die Nacht.“

Als es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Kopfschütteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Holzhacker zu seiner Frau: „Schicke mir heute unser jüngstes Kind mit dem Essen hinaus, das ist immer gut und gehorsam gewesen, das wird auf dem rechten Weg bleiben, und nicht wie seine Schwestern, die wilden Hummeln, herumschwärmen.“ Die Mutter wollte nicht und sprach: „Soll ich mein liebstes Kind auch noch verlieren?“ — „Sei ohne Sorge“, antwortete er, „das Mädchen verirrt sich nicht, es ist zu klug und verständig; zum Überfluß will ich Erbsen mitnehmen und ausstreuen, die sind noch größer als Linsen und werden ihm den Weg zeigen.“ Aber als das Mädchen mit dem Korb am Arm hinaus kam, so hatten die Waldtauben die Erbsen schon im Kropf,

es wußte nicht wohin es sich wenden sollte. Es war voll Sorgen und dachte beständig daran, wie der arme Vater hungern und die gute Mutter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich als es finster ward, erblickte es das Lichtchen und kam an das Waldhaus. Es bat ganz freundlich sie möchten es über Nacht beherbergen, und der Mann mit dem weißen Bart fragte wieder seine Tiere:

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?"

„duks" sagten sie. Da trat das Mädchen an den Ofen, wo die Tiere lagen, und liebkoste Hühnchen und Hähnchen, indem es mit der Hand über die glatten Federn hinstrich, und die bunte Kuh kraute sie zwischen den Hörnern. Und als es auf Geheiß des Alten eine gute Suppe bereitet hatte, und die Schüssel auf den Tisch stand, so sprach es: „Soll ich mich sättigen und die guten Tiere sollen nichts haben? Draußen ist die Hülle und Fülle, erst will ich für sie sorgen." Da ging es, holte Gerste und streute sie dem Hühnchen und Hähnchen vor, brachte der Kuh wohlriechendes Heu, einen ganzen Arm voll. „Laßt's euch schmecken, ihr lieben Tiere", sagte es, „und wenn ihr durstig seid, sollt ihr auch einen frischen Trunk haben." Dann trug es einen Eimer voll Wasser herein, und Hühnchen und Hähnchen sprangen auf den Rand, steckten den Schnabel hinein und hielten den Kopf dann in die Höhe wie die Vögel trinken, und die bunte Kuh tat auch einen herzhaften Zug. Als die Tiere gefüttert waren, setzte sich das Mädchen zu dem Alten an den Tisch und aß, was er ihm übrig gelassen hatte. Nicht lange so fing Hühnchen und Hähnchen an das Köpfchen zwischen die Flügel zu stecken, und die bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da sprach das Mädchen: „Sollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?

Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?"

Die Tiere antworteten „duks:

> Du hast mit uns gegessen,
> Du hast mit uns getrunken,
> Du hast uns alle wohl bedacht,
> Wir wünschen dir eine gute Nacht."

Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, schüttelte die Federkissen, und deckte frisches Linnen auf, und als es fertig war, kam der Alte, und legte sich in das eine Bett, und sein weißer Bart reichte ihm bis an die Füße. Das Mädchen legte sich in das andere und schlief ein.

Es schlief ruhig bis Mitternacht, da ward es so unruhig in dem Hause, daß das Mädchen erwachte. Da fing es an in allen Ecken zu knittern und zu knattern und die Tür sprang auf und schlug an die Wand: die Balken dröhnten, als wenn sie aus ihren Fugen gerissen würden, und es war, als wenn die Treppe herabstürzte, und endlich krachte es, als wenn das ganze Dach zusammenfiele. Da es aber wieder still ward, und dem Mädchen nichts zuleid geschah, so blieb es ruhig liegen, und schlief wieder ein. Als es aber am Morgen bei hellem Sonnenschein aufwachte, was erblickten seine Augen? Es lag in einem großen Saal, und rings umher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchsen auf grün seidenem Grund goldene Blumen in die Höhe, das Bett war von Elfenbein und die Decke darauf von rotem Sammet, und auf einem Stuhl daneben stand ein Paar mit Perlen gestickte Pantoffel. Das Mädchen glaubte es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten was es zu befehlen hätte. „Geht nur", antwortete das Mädchen, „ich will gleich aufstehen und dem Alten eine Suppe kochen, und dann auch schön Hühnchen, schön Hähnchen und die schöne bunte Kuh füttern." Es dachte, der Alte wäre schon aufgestanden, und sah sich nach seinem Bette um, aber er lag nicht darin, sondern ein fremder Mann. Und als es ihn betrachtete, und sah, daß er jung und schön war, erwachte er, richtete sich auf, und sprach: „Ich bin ein Königssohn, und war von einer bösen Zauberin verwünscht worden als ein alter eisgrauer Mann in dem Wald zu leben: niemand durfte um mich sein als meine drei Diener in der Gestalt eines

Hühnchens, eines Hähnchens und einer bunten Kuh. Und nicht eher sollte die Verwünschung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme, so gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menschen allein, sondern auch gegen die Tiere sich liebreich bezeigte, und das bist du gewesen, und heute um Mitternacht sind wir durch dich erlöst und das alte Waldhaus ist wieder in meinen königlichen Palast verwandelt worden." Und als sie aufgestanden waren, sagte der Königssohn den drei Dienern sie sollten hinfahren und Vater und Mutter des Mädchens zur Hochzeitfeier herbei holen. „Aber wo sind meine zwei Schwestern?" fragte das Mädchen. „Die habe ich in den Keller gesperrt, und morgen sollen sie in den Wald geführt werden und sollen bei einem Köhler so lange als Mägde dienen, bis sie sich gebessert haben und auch die armen Tiere nicht hungern lassen."

Der Eisenhans

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen", sagte der König, und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach: „Streift durch den ganzen Wald und laßt nicht ab bis ihr alle drei gefunden habt." Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hin fliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach: „Es ist nicht geheuer darin, ich

fürchte, es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus. Der Jäger antwortete: „Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen: von Furcht weiß ich nichts."

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her: kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück, und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war, wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knieen herab hingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort, in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe die Türe des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

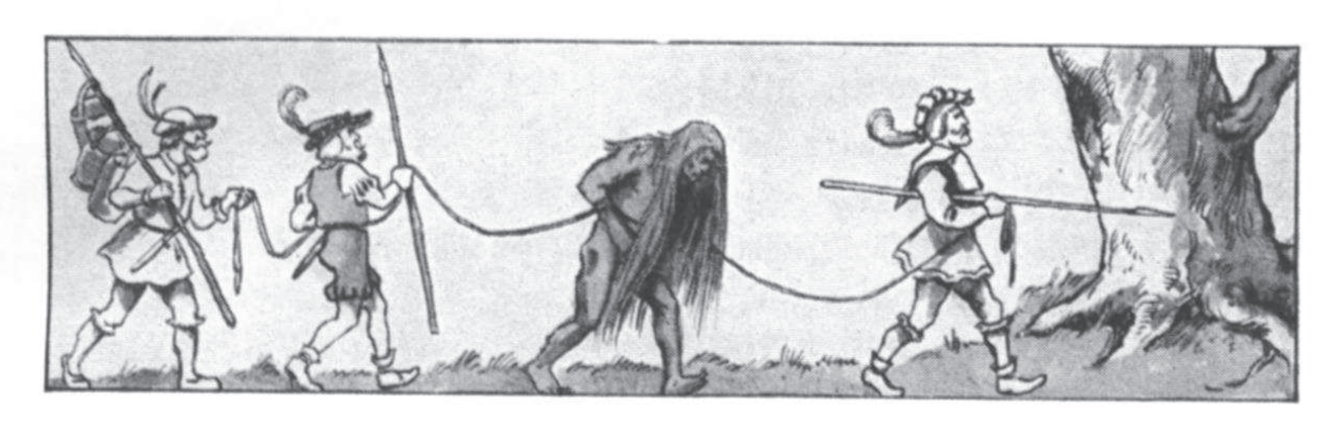
Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach: „Gieb mir meinen Ball heraus." — „Nicht eher", antwortete der Mann, „als bis du mir die Türe aufgemacht hast." — „Nein", sagte der Knabe, „das tue ich nicht, das hat der König verboten", und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball: der wilde Mann sagte: „Öffne meine Türe", aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte: „Wenn ich auch wollte, ich kann die Türe nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht." Da sprach der wilde Mann: „Er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen." Der Knabe, der seinen Ball wieder haben wollte, schlug alles Bedenken in den Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Türe ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihm nach: „Ach, wilder Mann, geh

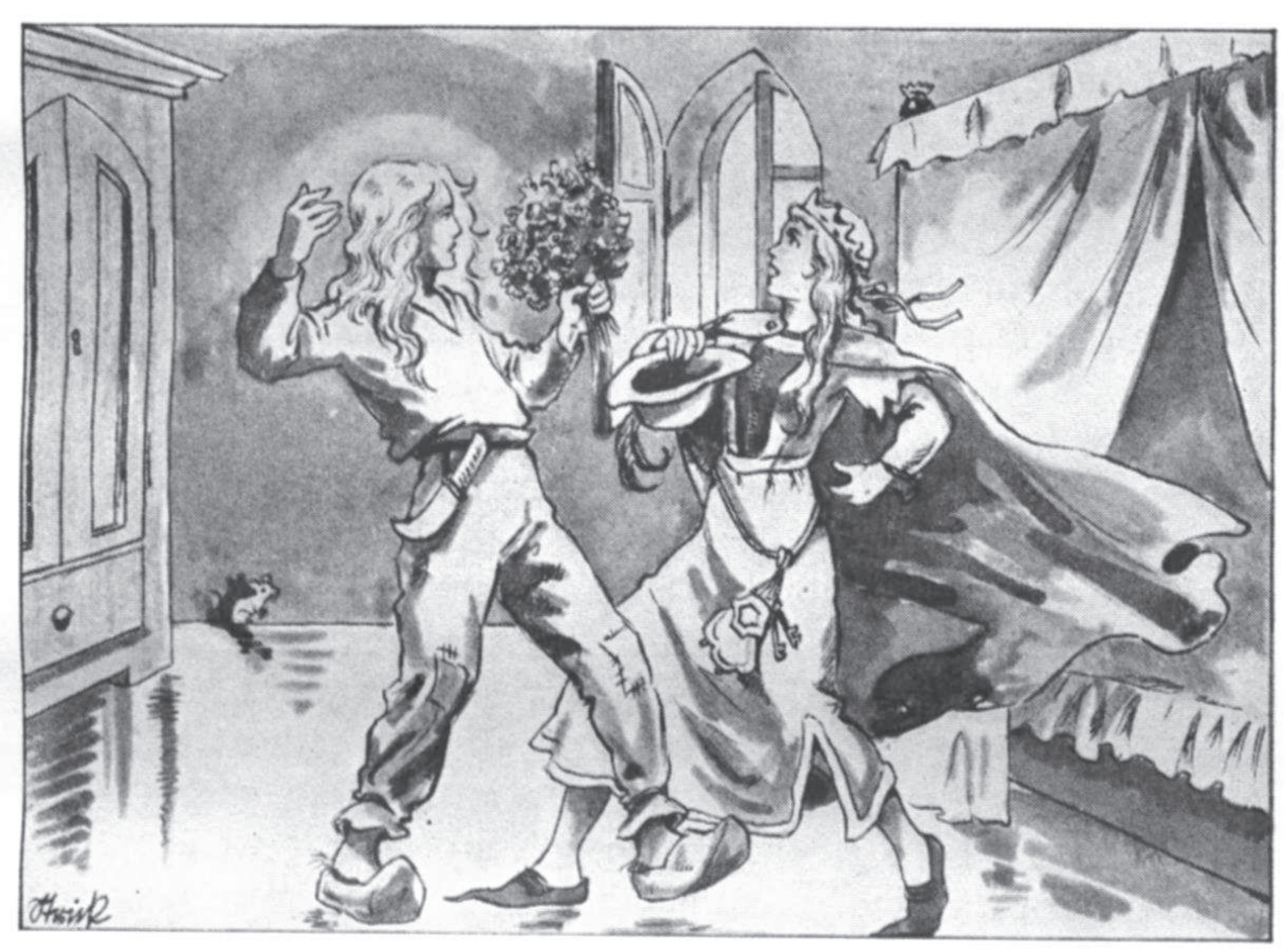
nicht fort, sonst bekomme ich Schläge." Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heim kam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin, wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, suchte den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Felde suchen sollten, aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hof.

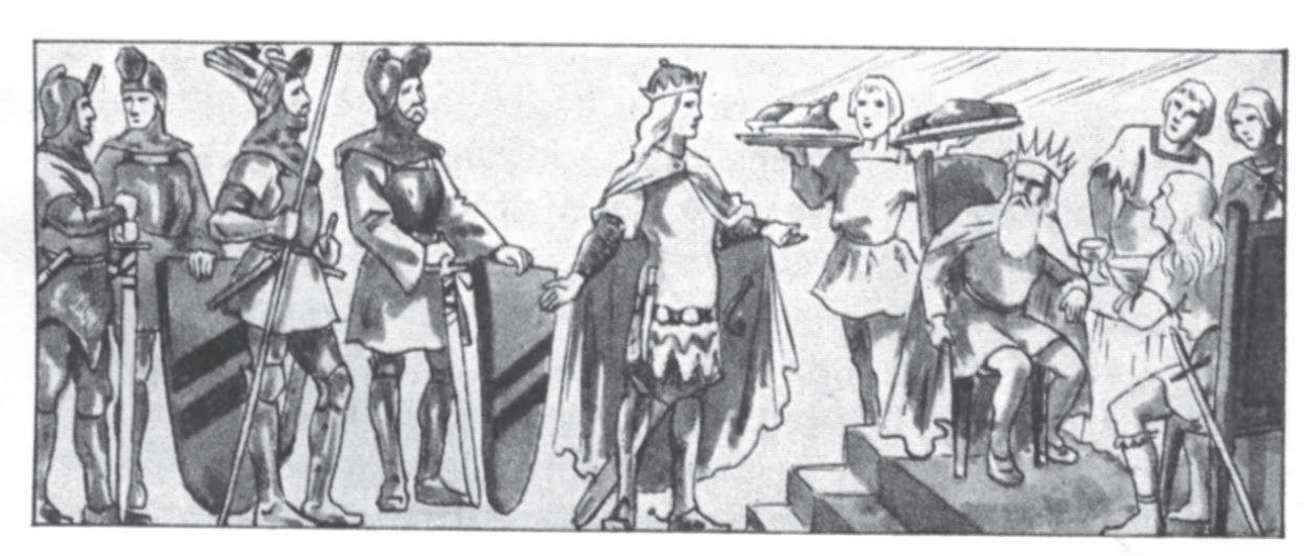
Als der wilde Mann wieder in dem finsteren Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm: „Vater und Mutter siehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tust, was ich dir sage, so sollst du's gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt." Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und sprach: „Siehst du, der Goldbrunnen ist hell und klar wie Kristall: du sollst dabei sitzen und acht haben, daß nichts hineinfällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe ob du mein Gebot befolgt hast." Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah wie manchmal ein goldener Fisch, manchmal eine goldene Schlange sich darin zeigte, und hatte acht, daß nichts hinein fiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal der Finger so heftig, daß er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber, daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das Gold wieder abzuwischen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach: „Was ist mit dem Brunnen geschehen?" — „Nichts, nichts", antwortete er und hielt den Finger auf den Rücken, daß er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte: „Du hast den Finger in das Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen, aber hüte dich, daß du nicht wieder etwas hineinfallen läßt." Am frühesten Morgen saß er schon bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel unglücklicherweise

ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus, aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brunnen fallen lassen", sagte er, „ich will dir's noch einmal nachsehen, aber wenn's zum drittenmal geschieht, so ist der Brunnen entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben." Am dritten Tag saß der Knabe am Brunnen, und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh tat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr beugte, und sich recht in die Augen sehen wollte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken, wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wußte er schon alles und sprach: „Binde das Tuch auf." Da quollen die goldenen Haare hervor, und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. „Du hast die Probe nicht bestanden, und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böses Herz hast, und ich's gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: wenn du in Not gerätst, so geh zu dem Wald und rufe: „Eisenhans", dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluß."

Da verließ der Königssohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immer zu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden, und hatte auch nichts gelernt, womit er sich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloß und fragte, ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wußten nicht, wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte, er könnte Holz und Wasser tragen und die Asche zusammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen, da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt er sein Hütchen auf. Dem König war so







etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach: „Wenn du zur königlichen Tafel kommst, mußt du deinen Hut abziehen." — „Ach Herr", antwortet er, „ich kann nicht, ich habe einen bösen Grind auf dem Kopf." Da ließ der König den Koch herbeirufen, schalt ihn und fragte, wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleiden mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben, und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß, daß er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blitzte es, daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang um zu sehen, was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an: „Junge, bring mir einen Blumenstrauß." Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinauf stieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach: „Wie kannst du der Königstochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? geschwind hole andere, und suche die schönsten und seltensten aus." — „Ach nein", antwortete der Junge, „die wilden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen." Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter: „Nimm dein Hütchen ab, es geziemt sich nicht, daß du es vor mir aufbehältst." Er antwortete wieder: „Ich darf nicht, ich habe einen grindigen Kopf." Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, daß es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Hand voll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern brachte es dem Gärtner, und sprach: „Ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen." Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu, er sollte ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grapste sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Hand voll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag ging's nicht

anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen und er wollte ihr Gold nicht.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wußte nicht ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge: „Ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd." Die andern lachten und sprachen: „Wenn wir fort sind, so suche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurücklassen." Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuße lahm und hickelte hunkepuus, hunkepuus. Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desselben gekommen war, rief er dreimal Eisenhans so laut, daß es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde Mann und sprach: „Was verlangst du?" — „Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen." — „Das sollst du haben, und noch mehr als du verlangst." Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das schnaubte aus den Nüstern, und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen, aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurück zu kehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhans heraus. „Was verlangst du?" fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gieb mir mein dreibeiniges Pferd wieder." Es geschah alles, was er verlangte, und er ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm

Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat", sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam." Die Tochter wollte wissen wer der fremde Ritter wäre, aber der König wußte es nicht und sagte: „Er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen." Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen: der lachte aber und sprach: „Eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heim gekommen, und die andern haben gespottet und gerufen: ‚Da kommt unser Hunkepuus wieder an.' Sie fragten auch: ‚Hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?' Er aber sprach: ‚Ich habe das beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.' Da ward er noch mehr ausgelacht."

Der König sprach zu seiner Tochter: „Ich will ein großes Fest ansagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der Unbekannte herbei." Als das Fest verkündet war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?" fragte er. „Daß ich den goldenen Apfel der Königstochter fange." — „Es ist so gut als hättest du ihn schon", sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten." Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, jagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward bös und sprach: „Das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen." Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davon machte, so sollte man ihm nachsetzen und wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs, und einer kam ihm so nahe, daß er mit der Spitze des Schwerts ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so ge-

waltig, daß der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen, daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten: der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern Abend wieder gekommen: er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat.“ Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und es war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Ritter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer andern Farbe, und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?“ fragte der König. „Ja“, antwortete er, „und da sind die Äpfel“, holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat.“ — „Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge: sage mir, wer ist dein Vater?“ — „Mein Vater ist ein mächtiger König, und Goldes habe ich die Fülle und so viel ich nur verlange.“ — „Ich sehe wohl“, sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu gefallen tun?“ — „Ja“, antwortete er, „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau.“ Da lachte die Jungfrau und sprach: „Der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, daß er kein Gärtnerjunge ist:“ ging hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter, und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeittafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf und ein stolzer König trat herein, mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach: „Ich bin der Eisenhans, und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.“

König Drosselbart

Ein König hatte eine Tochter, die war über alle Maßen schön, aber dabei so eingebildet und übermütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab, und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen, und ladete dazu aus der Nähe und Ferne die heiratlustigen Männer ein. Sie wurden alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherrn, zuletzt die Edelleute. Nun ward die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick, „das Weinfaß!" sprach sie. Der andere zu lang, „lang und schwank hat keinen Gang". Der dritte zu kurz, „kurz und dick hat kein Geschick". Der vierte zu blaß, „der bleiche Tod!" der fünfte zu rot, „der Zinshahn!" der sechste war nicht grad genug, „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!" Und so hatte sie an einem jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei", rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel"; und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts tat als über die Leute spotten, und alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward er zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Türe käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es der König hörte, sprach er: „Laßt ihn herauf kommen". Da trat der Spielmann in seinen schmutzigen verlumpten Kleidern herein, sang vor dem König und seiner Tochter, und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter da zur Frau geben will." Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten." Es half keine Einrede, die Zeugen wur-

den geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich's nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloß bleibst, du kannst nur mit deinem Mann fortziehen".

Der Bettelmann führte sie an der Hand hinaus, und sie mußte mit ihm zu Fuß fortgehen. Als sie in einen großen Wald kamen, da fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?"
„Der gehört dem König Drosselbart;
Hättst du'n genommen, so wär er dein."
„Ich arme Jungfer zart,
Ach hätt' ich genommen den König Drosselbart!"

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne grüne Wiese?"
„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hättst du'n genommen, so wär sie dein."
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!"

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört diese schöne große Stadt?"
„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hättst du'n genommen, so wär sie dein."
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!"

„Es gefällt mir gar nicht", sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Mann wünschest: bin ich dir nicht gut genug?" Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach, sag, was ist das Haus so klein!
Wem mag das elende winzige Häuschen sein?"

Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen." Sie mußte sich bücken, damit sie zu der niedrigen Tür hineinkam. „Wo sind die Diener?" sprach die Königstochter. „Was Diener!" antwortete der Bettelmann, „du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach nur gleich Feuer an und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst; ich

bin ganz müde". Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost verzehrt hatten, legten sie sich zu Bett: aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht, und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten." Er ging aus, schnitt Weiden, und brachte sie heim: da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die Hände wund. „Ich sehe das geht nicht", sprach der Mann, „spinn lieber, vielleicht kannst du das besser". Sie setzte sich hin, und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunter lief. „Siehst du", sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen, und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen: du sollst dich auf den Markt setzen, und die Ware feil halten." — „Ach", dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und feil halten, wie werden sie mich verspotten!" Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erste Mal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Ware ab, und bezahlten, was sie forderte: ja, viele gaben ihr das Geld, und ließen ihr die Töpfe noch dazu da. Nun lebten sie von dem Erworbenen so lang es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein. Sie setzte sich damit an eine Ecke des Marktes, und stellte es um sich her, und hielt feil. Da kam plötzlich ein Husar daher gejagt, und ritt geradezu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mir's ergehen!" rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Da bin ich in unseres Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd







brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen; dafür bekommst du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit tun. Sie machte sich in beiden Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie nach Haus, was ihr von dem Übriggebliebenen zu teil ward, und davon nährten sie sich. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltüre und wollte zusehen. Als nun die Lichter angezündet waren, und immer einer schöner als der andere hereintrat, und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihre Herzlosigkeit und ihren Übermut, der sie erniedrigt und in so große Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein- und ausgetragen wurden, und von welchen der Geruch zu ihr aufstieg, warfen ihr Diener manchmal ein paar Brocken zu, die tat sie in ihr Töpfchen, und wollte es heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn herein, war in Sammet und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals. Und als er die schöne Frau in der Türe stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie weigerte sich und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Ihr Sträuben half nichts, er zog sie in den Saal: da zerriß das Band, an welchem die Taschen hingen, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Türe hinaus und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein, und brachte sie zurück: und wie sie ihn ansah, war es wieder der König Drosselbart. Er sprach ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins: dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen eitlen Sinn zu wandeln und dich für deinen Dünkel zu strafen, womit du mich verspottest hast." Da

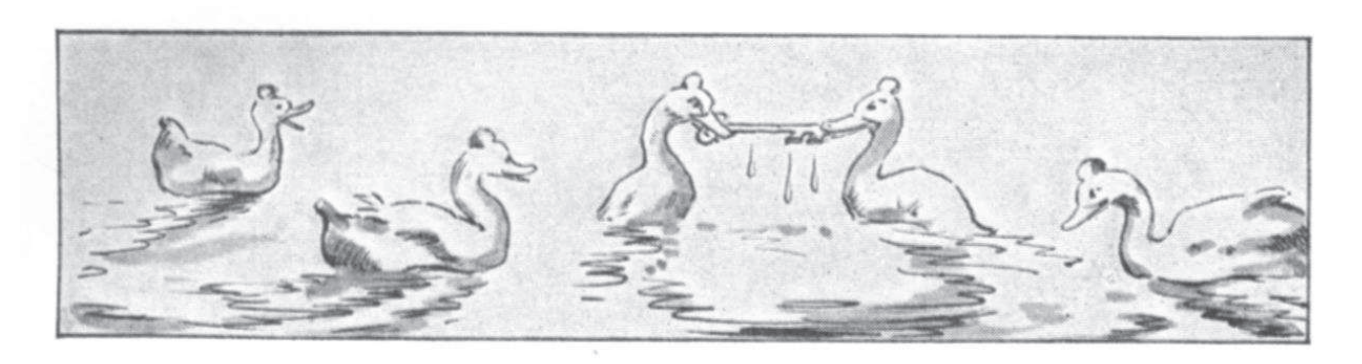
weinte sie bitterlich und sagte: „Ich habe großes Unrecht getan und bin nicht wert deine Frau zu sein.“ Er aber sprach: „Tröste dich, die bösen Tage sind vorüber, jetzt wollen wir unsere Hochzeit feiern.“ Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof, und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an.

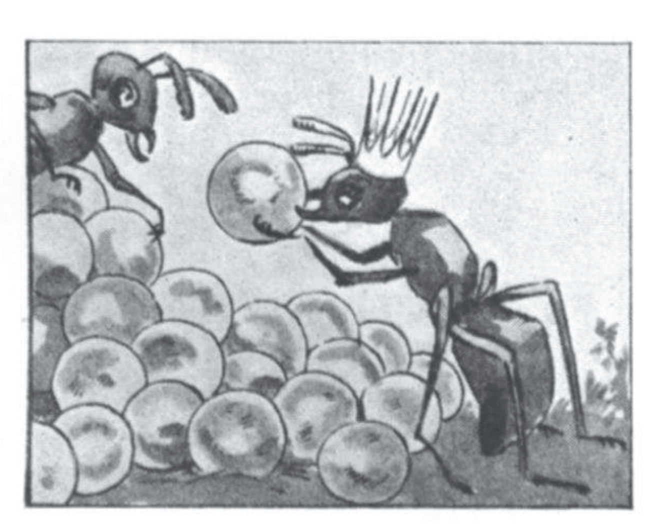
Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen.

Die Bienenkönigin

Zwei Königssöhne gingen einmal auf Abenteuer und gerieten in ein wildes, wüstes Leben, so daß sie gar nicht wieder nach Haus kamen. Der jüngste, welcher der Dummling hieß, machte sich auf und suchte seine Brüder; aber wie er sie endlich fand, verspotteten sie ihn, daß er mit seiner Einfalt sich durch die Welt schlagen wollte, und sie zwei könnten nicht durchkommen, und wären doch viel klüger. Sie zogen alle drei miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen. Die zwei ältesten wollten ihn aufwühlen und sehen wie die kleinen Ameisen in der Angst herumkröchen und ihre Eier forttrügen, aber der Dummling sagte: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie stört.“ Da gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele viele Enten. Die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dummling ließ es nicht zu, und sprach: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie tötet.“ Endlich kamen sie an ein Bienennest, darin war so viel Honig, daß er am Stamm herunterlief. Die zwei wollten Feuer unter den Baum legen und die Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten. Der Dummling hielt sie aber wieder ab, und sprach: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie verbrennt.“ Endlich kamen die drei Brüder in ein Schloß, wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, auch war kein Mensch

zu sehen, und sie gingen durch alle Säle, bis sie vor eine Tür ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlösser; es war aber mitten in der Türe ein Lädlein, dadurch konnte man in die Stube sehen. Da sahen sie ein graues Männchen, das an einem Tisch saß. Sie riefen es an, einmal, zweimal, aber es hörte nicht: endlich riefen sie zum drittenmal, da stand es auf, öffnete die Schlösser und kam heraus. Es sprach aber kein Wort, sondern führte sie zu einem reichbesetzten Tisch: und als sie gegessen und getrunken hatten, brachte es einen jeglichen in sein eigenes Schlafgemach. Am andern Morgen kam das graue Männchen zu dem ältesten, winkte und leitete ihn zu einer steinernen Tafel, darauf standen drei Aufgaben geschrieben, wodurch das Schloß erlöst werden könnte. Die erste war, in dem Wald unter dem Moos lagen die Perlen der Königstochter, tausend an der Zahl, die mußten aufgesucht werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch eine einzige fehlte, so ward der, welcher gesucht hatte, zu Stein. Der älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erst hundert gefunden; es geschah wie auf der Tafel stand, er ward in Stein verwandelt. Am folgenden Tag unternahm der zweite Bruder das Abenteuer: es ging ihm aber nicht viel besser als dem ältesten, er fand nicht mehr als zweihundert Perlen und ward zu Stein. Endlich kam auch an den Dummling die Reihe, der suchte im Moos, es war aber so schwer die Perlen zu finden und ging so langsam. Da setzte er sich auf einen Stein und weinte. Und wie er so saß, kam die Ameisenkönigin, der er einmal das Leben erhalten hatte, mit fünftausend Ameisen, und es währte gar nicht lange, so hatten die kleinen Tiere die Perlen miteinander gefunden und auf einen Haufen getragen. Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüssel zu der Schlafkammer der Königstochter aus der See zu holen. Wie der Dummling zur See kam, schwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter, und holten den Schlüssel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die schwerste, aus den drei schlafenden Töchtern des Königs sollte die jüngste und liebste herausgesucht werden. Sie glichen sich aber vollkommen, und waren durch nichts verschieden, als daß sie, bevor sie eingeschlafen waren, verschiedene Süßigkeiten gegessen hatten, die älteste ein Stück Zucker, die



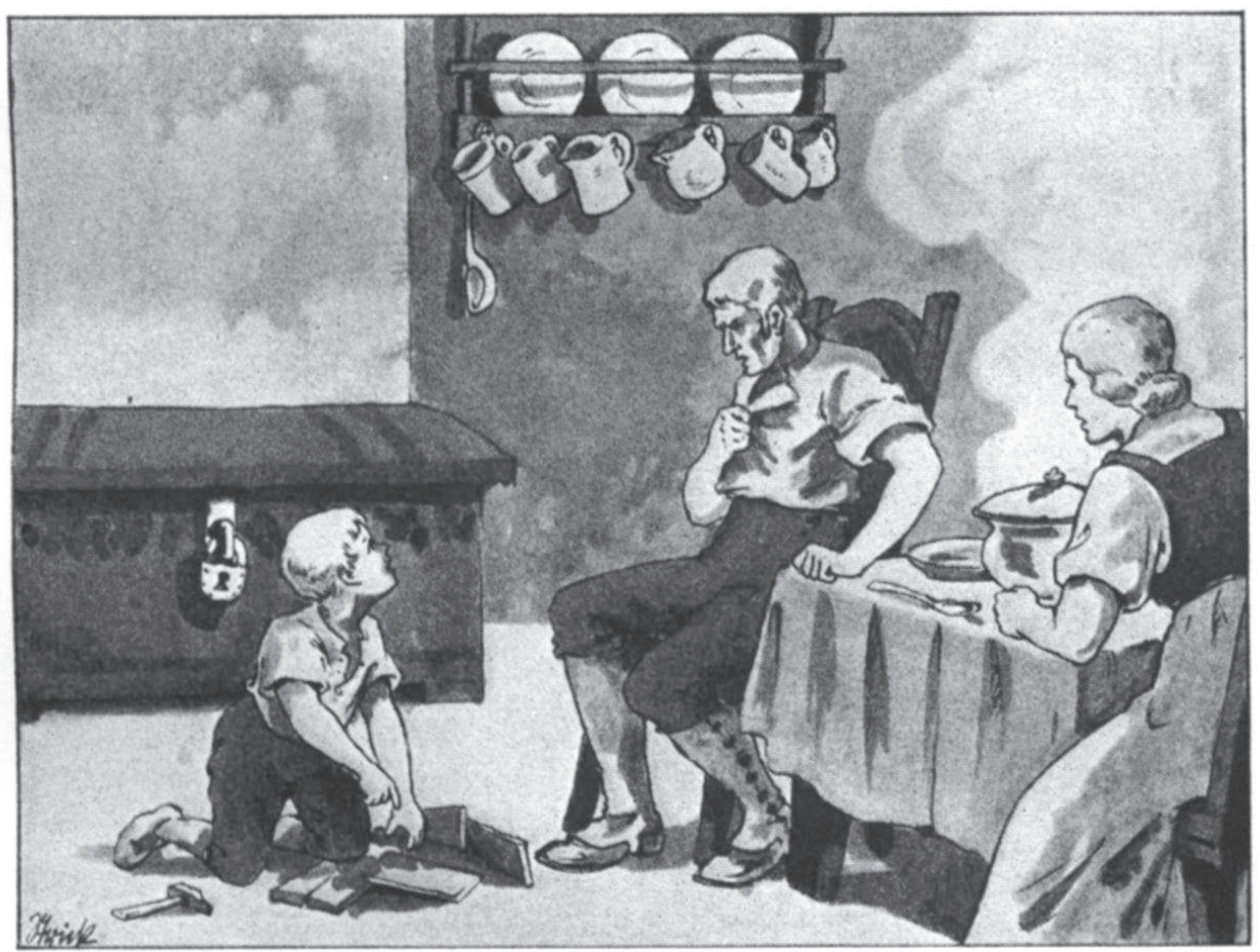




zweite ein wenig Syrup, die jüngste einen Löffel voll Honig. Da kam die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dummling vor dem Feuer geschützt hatte, und versuchte den Mund von allen dreien, zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, der Honig gegessen hatte, und so erkannte der Königssohn die rechte. Da war der Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt seine menschliche Gestalt wieder. Und der Dummling vermählte sich mit der jüngsten und liebsten, und ward König nach ihres Vaters Tod; seine zwei Brüder aber erhielten die beiden anderen Schwestern.

Der alte Großvater und der Enkel

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht fest halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen. Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein", antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin". Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten allsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.



Die Wichtelmänner

Erstes Märchen.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächsten Morgen in Arbeit nehmen; und so legte er sich ruhig zu Bett und schlief ein. Morgens, als er sich zur Arbeit niedersetzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tisch. Er verwunderte sich und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten: sie waren so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch war, gerade als wenn es ein Meisterstück sein sollte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, so bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür, und der Schuster konnte von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln. Er schnitt sie abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Mut an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht die Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand frühmorgens auch die vier Paar fertig; und so ging's immer fort, was er abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward. Nun geschah es eines Abends nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeschnitten hatte, daß er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leistet?" Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken, hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine niedliche nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, zu nähen, zu klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen



nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müßten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen so herum, haben nichts am Leib und müssen frieren. Weißt du was? ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu." Der Mann sprach: „Das bin ich wohl zufrieden", und abends, wie sie alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit zusammen auf den Tisch und versteckten sich dann, um mit anzusehen wie sich die Männlein dazu anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen, als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeigten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen

„Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was sollen wir länger Schuster sein!"

Dann hüpften und tanzten sie, sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Tür hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder, dem Schuster aber ging es wohl so lang er lebte, und es glückte ihm alles, was er unternahm.

Zweites Märchen.

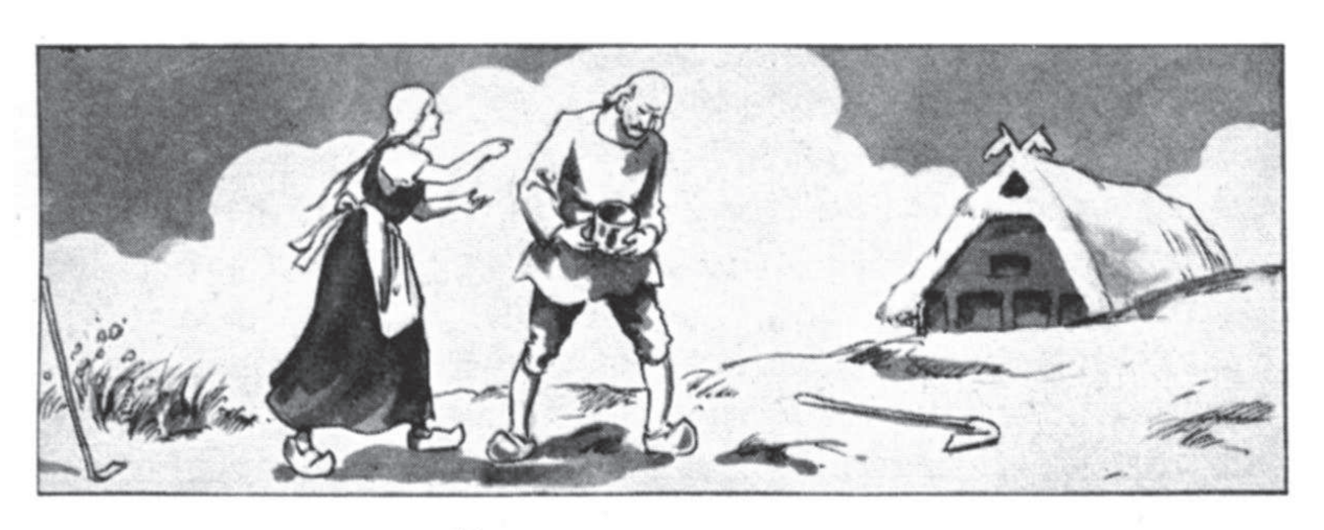
Es war einmal ein armes Dienstmädchen, das war fleißig und reinlich, kehrte alle Tage das Haus und schüttete das Kehricht auf einen großen Haufen vor die Türe. Eines Morgens, als es eben wieder an die Arbeit gehen wollte, fand es einen Brief darauf, und weil es nicht lesen konnte, so stellte es den Besen in die Ecke und brachte den Brief seiner Herrschaft, und da war es eine Einladung von den Wichtelmännern, die baten das Mädchen ihnen bei einem Kindlein Gevatter zu stehen. Das Mädchen wußte nicht was es tun sollte, endlich auf vieles Zureden, und weil sie ihm sagten, so etwas dürfte man nicht abschlagen, so willigte es ein. Da kamen drei Wichtelmänner und führten es in einen hohlen

Berg, wo die Kleinen lebten. Es war da alles klein, aber so zierlich und prächtig, daß es nicht zu sagen ist. Die Kindbetterin lag in einem Bett von schwarzem Ebenholz mit Knöpfen von Perlen, die Decken waren mit Gold gestickt, die Wiege war von Elfenbein, die Badwanne von Gold. Das Mädchen stand nun Gevatter und wollte dann wieder nach Haus gehen, die Wichtelmännchen baten es aber inständig, drei Tage bei ihnen zu bleiben. Es blieb also und verlebte die Zeit in Lust und Freude, und die Kleinen taten ihm alles zuliebe. Endlich wollte es sich auf den Rückweg machen, da steckten sie ihm die Taschen erst ganz voll Gold und führten es hernach wieder zum Berge heraus. Als es nach Haus kam, wollte es seine Arbeit beginnen, nahm den Besen in die Hand, der noch in der Ecke stand und fing an zu kehren. Da kamen fremde Leute aus dem Haus, die fragten wer es wäre und was es da zu tun hätte. Da war es nicht drei Tage, wie es gemeint hatte, sondern sieben Jahre bei den kleinen Männern im Berge gewesen, und seine vorige Herrschaft war in der Zeit gestorben.

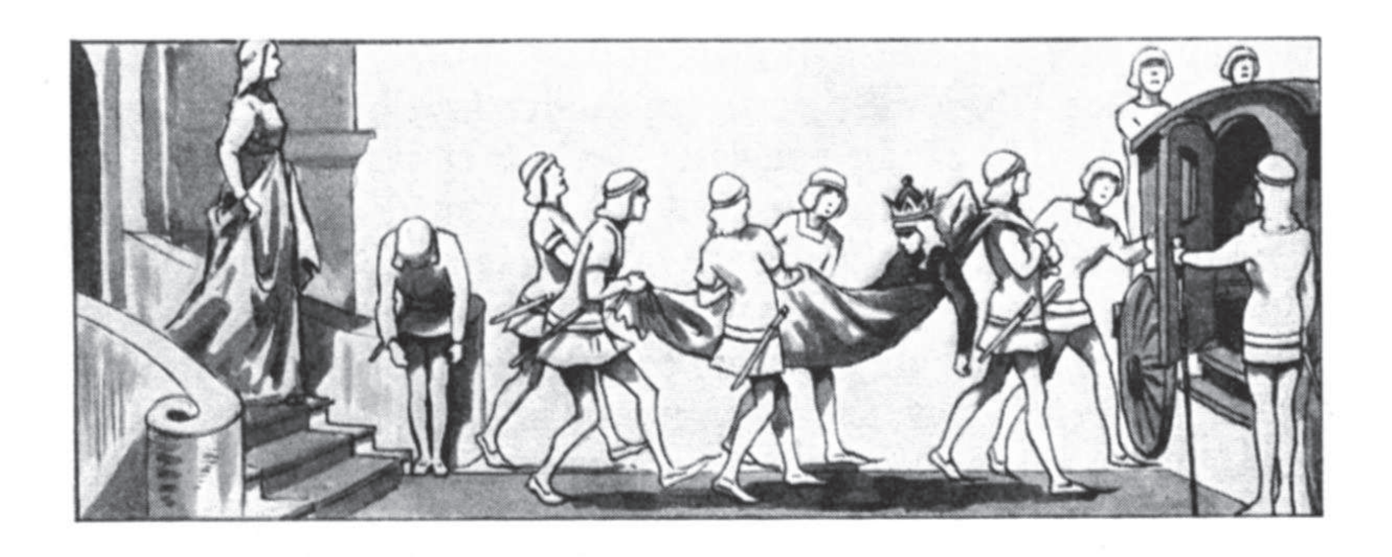
Die kluge Bauerntochter

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da sprach die Tochter: „Wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Rottland bitten." Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Rasen, den hackte sie und ihr Vater um, und wollte ein wenig Korn und der Art Frucht darauf säen. Als sie den Acker beinah herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Mörsel von purem Gold. „Hör", sagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unser Herr König ist so gut gewesen und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Mörsel dafür geben". Die Tochter aber wollt es nicht bewilligen und sagte: „Vater, wenn wir den Mörsel haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer herbeischaffen, darum schweigt lieber still." Er wollte

ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörsel, trug ihn zum Herrn König und sagte, den hätte er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Mörsel und fragte, ob er nichts mehr gefunden hätte? „Nein", antwortete der Bauer. Da sagte der König er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen. Der Bauer sprach, den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm so viel, als hätt er's in den Wind gesagt, er ward ins Gefängnis gesetzt, und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie: „Ach, hätt ich meiner Tochter gehört! ach, ach, hätt ich meiner Tochter gehört!" Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie „ach, hätt ich doch meiner Tochter gehört!" und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten sie sollten den Gefangenen vor ihn bringen, und da fragte ihn der Herr König warum er also fort schrie „ach, hätt ich meiner Tochter gehört!" — „Was hat Eure Tochter denn gesagt?" — „Ja, sie hat gesprochen ich sollte den Mörsel nicht bringen, sonst müßt ich auch den Stößer schaffen." — „Habt Ihr so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen." Also mußte sie vor den König kommen, der fragte sie, ob sie denn so klug wäre, und sagte er wollte ihr ein Rätsel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann wollte er sie heiraten. Da sprach sie gleich ja, sie wollt's erraten. Da sagte der König: „Komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten." Da ging sie hin, und zog sich aus splinternackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn, und setzte sich hinein und wickelte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend: und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, darin er sie fortschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren: der Esel mußte sie aber in der Fahrgleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege. Und wie sie so daher kam, sagte der König sie hätte das Rätsel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus







dem Gefängnis, und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt, und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammen kamen, fingen sie an sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmen, und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte die Ochsen hätten's gehabt: und der andere sagte nein, seine Pferde hätten's gehabt, und es wäre sein. Der Zank kam vor den König, und er tat den Ausspruch, wo das Füllen gelegen hätte, da sollt es bleiben; und also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentierte über sein Füllchen. Nun hatte er gehört, wie daß die Frau Königin so gut wäre, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre: ging er zu ihr und bat sie ob sie ihm nicht helfen könnte, daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie: „Ja, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mich nicht verraten wollt, so will ich's Euch sagen. Morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt Euch hin mitten in die Straße, wo er vorbei kommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und tut als fischtet Ihr, und fischt also fort und schüttet das Garn aus, als wenn Ihr's voll hättet", und sagte ihm auch was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da und fischte auf einem trockenen Platz. Wie der König vorbei kam und das sah, schickte er seinen Laufer hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vor hätte. Da gab er zur Antwort: „Ich fische." Fragte der Laufer, wie er fischen könnte, es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer: „So gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fischen." Der Laufer ging hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte: und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht tun und sagte immer: ei be-

wahr! er hätt es von sich. Sie legten ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: „Warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin: deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein Bauernhäuschen." Doch erlaubte er ihr eins, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte: „Ja, lieber Mann, wenn du's so befiehlst, will ich es auch tun", und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken: der König tat einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Türe tragen, und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um, und sagte „ach, wo bin ich denn?" rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte: „Lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen." Dem König stiegen die Tränen in die Augen, und er sagte: „Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein", und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und werden sie ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.

Tischchen deck dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack

Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden. Die Söhne taten das auch nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heim zu gehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“ sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun“, sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ — „O“, antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Vater aber wollte sich selber überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Tier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„Was muß ich hören!“ rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei, du Lügner, sagst die Ziege wäre satt, und hast sie hungern lassen?“ und in seinem Zorne nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“, sprach der Junge, zog sie heim und band sie im Stall fest. „Nun“, sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ — „O“, antwortete der Sohn, „die ist so

satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider wollte sich darauf nicht verlassen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Der gottlose Bösewicht!" schrie der Schneider, „so ein frommes Tier hungern zu lassen!" lief hinauf, schlug mit der Elle den Jungen zur Haustüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus, und ließ die Ziege daran fressen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus", sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun", sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" — „O", antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Das boshafte Tier antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein?
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„O, die Lügenbrut!" rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergessen wie der andere! ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!" und vor Zorn ganz außer sich sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Haus hinaus sprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoste die Ziege und sprach: „Komm, mein liebes Tierlein, ich will dich selbst zur Weide führen." Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was sonst die Ziegen gerne fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen" sprach er zu ihr, und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?" Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus" sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er wegging, kehrte er sich noch einmal um, und sagte: „Nun bist du doch einmal satt!" Aber die Ziege machte es ihm nicht besser und rief:

„Wie sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Wart", rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein, und schor sie glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davon lief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingeraten waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holz war: aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte, und sprach „Tischchen, deck dich", so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller, und Messer und Gabel daneben, und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, so viel Platz hatten, und ein großes Glas mit rotem Saft leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte „damit hast du genug für dein Lebtag", zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht und ob etwas darin zu finden war, oder nicht. Wenn es ihm gefiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Felde, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach „deck dich", so

war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gerne wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war: sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein", antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein". Sie lachten und meinten er triebe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich". Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde", sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu: er wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber „einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen". Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich legten sie sich schlafen, und der junge Geselle ging auch zu Bett und stellte sein Wünschtischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe, es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stände, das gerade so aussähe: das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was hast du gelernt?" sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden." — „Ein gutes Handwerk", erwiderte der Alte, aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" — „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen." Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und

sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes Tischchen". — „Aber es ist ein Tischchen deck dich", antwortete der Sohn, „wenn ich es hinstelle, und sage ihm es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Trank dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht sie alle satt." Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich". Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, und schämte sich, daß er wie ein Lügner dastand. Die Verwandten aber lachten ihn aus, und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heim wandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meister in die Arbeit.

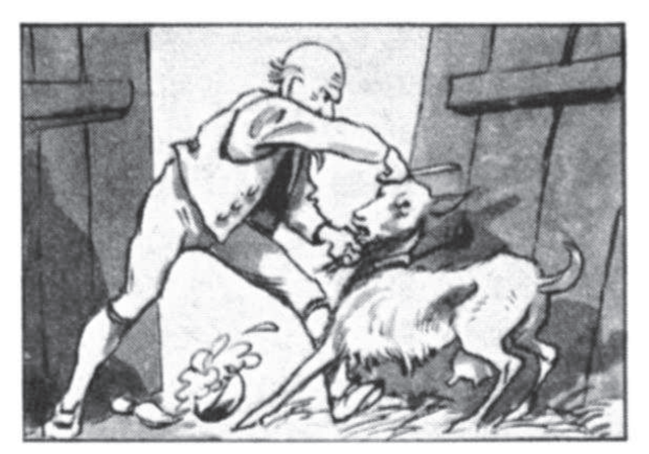
Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besonderen Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke". — „Wozu ist er denn nütze?" fragte der junge Geselle. „Er speit Gold", antwortete der Müller, „wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst ‚Bricklebrit', so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn". — „Das ist eine schöne Sache", sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Gold nötig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit" zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das beste gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen hatte, dachte er „du mußt deinen Vater aufsuchen, wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen". Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus geriet, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden, der junge Geselle aber sprach: „Gebt Euch keine Mühe, meinen Grauschim-

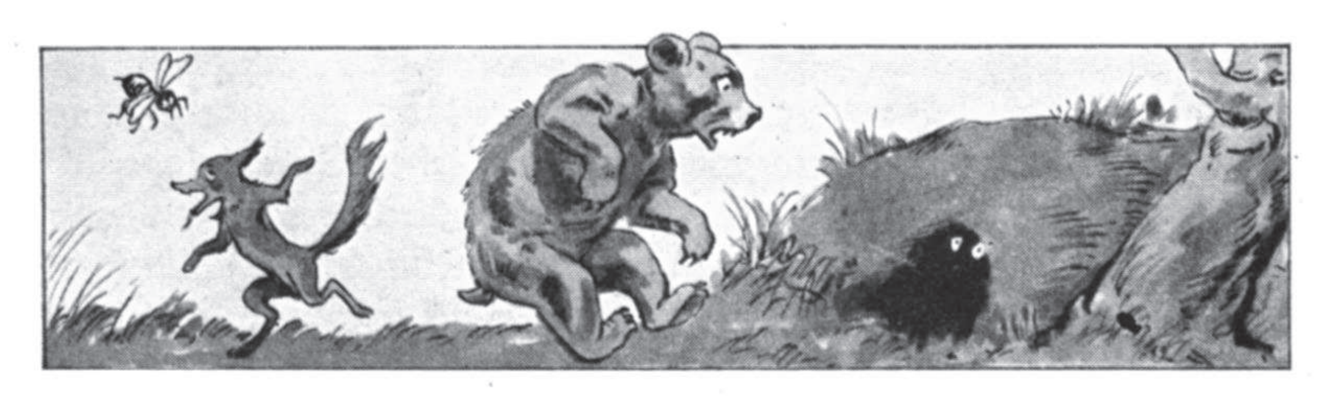
mel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen wo er steht." Dem Wirt kam das wunderlich vor, und er meinte einer, der seinen Esel selbst besorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren: als aber der Fremde in die Tasche griff, zwei Goldstücke herausholte und sagte er sollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig wäre, der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen und sagte noch ein paar Goldstücke müßte er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt", sprach er, „ich will nur gehen und Gold holen"; nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stalltüre zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit", und augenblicklich fing das Tier an Gold zu speien von hinten und vorn, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend", sagte der Wirt, „da sind die Dukaten bald geprägt! so ein Geldbeutel ist nicht übel!" Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen, der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab und meinte er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater", antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" — „Weiter nichts als einen Esel." — „Esel gibt's hier genug", sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen". — „Ja", antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage ‚Bricklebrit', so speit Euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandte herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten." — „Das laß ich mir gefallen", sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen", sprang selbst fort, und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller

Platz machen, breitete sein Tuch aus, und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht", sagte er und rief „Bricklebrit", aber es waren keine Goldstücke was herabfiel, und es zeigte sich, daß das Tier nichts von der Kunst verstand, denn es bringt's nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah daß er betrogen war und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heim gingen als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen, und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil es ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe wie schlimm es ihnen ergangen wäre, und wie sie der Wirt noch am letzten Abend um ihre schönen Wünschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten, einen Sack, und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin". — „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? der macht ihn nur schwer." — „Das will ich dir sagen", antwortete der Meister, „hat dir jemand etwas zu leid getan, so sprich nur ‚Knüppel, aus dem Sack', so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst „Knüppel, in den Sack". Der Gesell dankte ihm, hing den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er ‚Knüppel, aus dem Sack', alsbald sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams gleich auf dem Rücken aus, und wartete nicht erst bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging so geschwind, daß eh sich's einer versah die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fing an zu erzählen, was er alles Merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja", sagte er, „man findet wohl ein Tischchen deck dich, einen Goldesel und dergleichen: lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz,







den ich mir erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe." Der Wirt spitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das sein?" dachte er „der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei". Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt, als er meinte, der Gast läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange darauf gewartet, wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck tun wollte, rief er „Knüppel, aus dem Sack". Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib, und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder herausgibst, so soll der Tanz von neuem angehen". — „Ach nein", rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den verwünschten Kobold wieder in den Sack kriechen". Da sprach der Geselle „ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Schaden!" dann rief er „Knüppel, in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn wiedersah, und fragte auch ihn, was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater", antwortete er, „ich bin Drechsler geworden". — „Ein kunstreiches Handwerk", sagte der Vater, „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" — „Ein kostbares Stück, lieber Vater", antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack". — „Was!" rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe wert! den kannst du dir von jedem Baume abhauen".— „Aber einen solchen nicht, lieber Vater: sage ich ‚Knüppel, aus dem Sack', so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das

Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm". Der Müller sagte „Bricklebrit", und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm". Und kaum hatte der Schreiner „Tischchen deck dich" gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank, und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Haus kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?" — „Ach", antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt". — „Das wollen wir bald austreiben", sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an: er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu tun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Mute war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Ge-

sicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?" — „Du hast gut reden", antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen". Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär, ich bin ein armes schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch, daß ich euch helfen kann". Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf, und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, „meh! meh!" schrie, und wie toll in die Welt hineinlief; und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

Die Bremer Stadtmusikanten

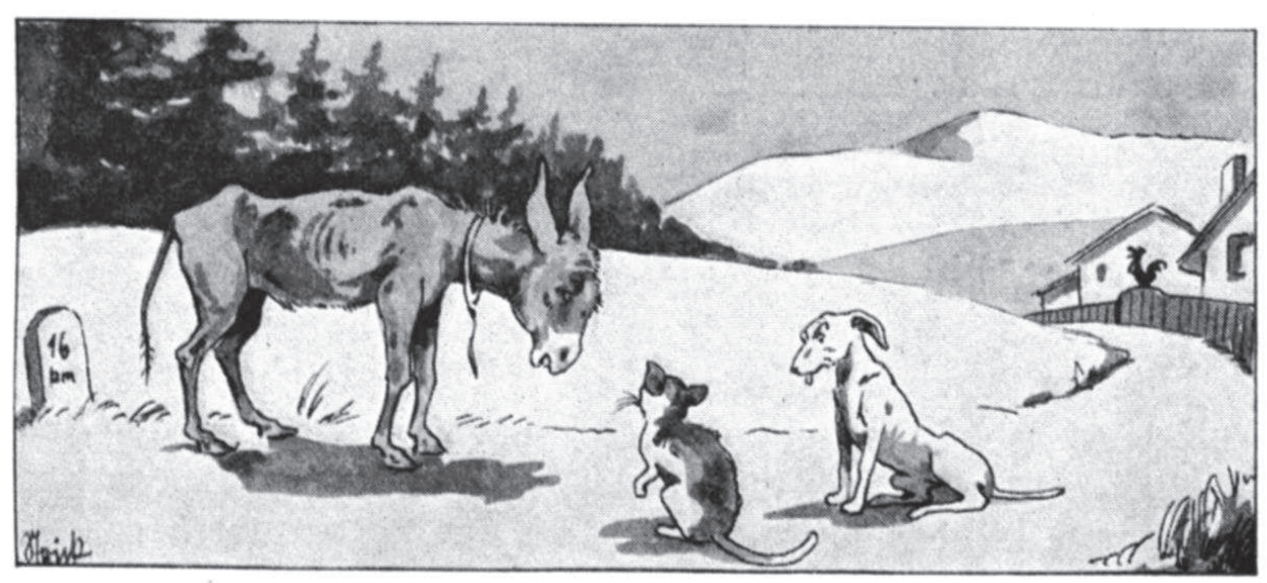
Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: dort meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?" fragte der Esel. — „Ach", sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" — „Weißt du was", sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh' mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze am Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?" sprach der Esel. — „Wer kann da lustig sein, wenn's

einem an den Kragen geht", antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?" — „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein", sprach der Esel, „was hast du vor?" — „Da hab' ich gut Wetter prophezeit", sprach der Hahn, „weil Festtag angesagt ist im grünen Wald; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen, und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lange ich noch kann." — „Ei, was, du Rotkopf", sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas besseres als den Tod, findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen und rief seinen Gesellen zu es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte ein paar Knochen und etwas Fleisch dran, täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute

hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." — „Das wäre was für uns", sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übriggeblieben war, und aßen als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

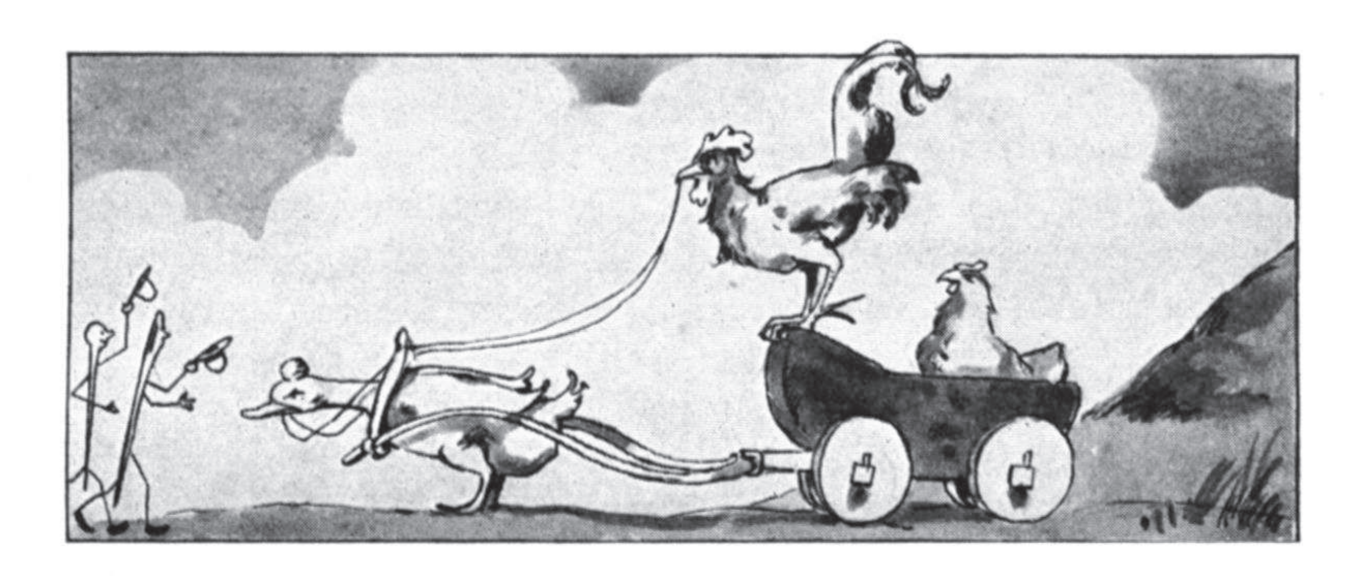
Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd, bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken: und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein: und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch


16
km

einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Zauberin, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt: und vor der Türe steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen: und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen: und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: bringt mir den Schelm her. Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Stadtmusikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Das Lumpengesindel

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt.“ — „Ja“, antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen“. Dann gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermütig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Hause gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Du kommst mir recht“, sagte das Hähnchen, „lieber geh' ich zu Fuß nach Hause, als daß ich mich vorspannen lasse: nein, so haben wir nicht gewettet. Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das tu ich nicht.“











Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen? wartet, das soll euch schlecht bekommen!" ging also mit aufgesperrtem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporen so gewaltig auf sie los, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen, „Ente, lauf zu, was du kannst!" Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Sie riefen: „halt! halt!" und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten: sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Tor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er endlich, sie möchten die Nacht über bleiben. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh morgens, als es dämmerte, und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf, und steckten sie in das Sesselkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief, und im Hof geblieben war, hörte sie fort schnurren, machte sich munter, und fand einen Bach, auf dem sie hinab schwamm; und das ging ge-

schwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich von einem Ohr zum andern: dann ging er in die Küche, und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir alles an meinen Kopf", sagte er, und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe, und schrie: „auweh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren: und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt, und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

Katze und Maus in Gesellschaft

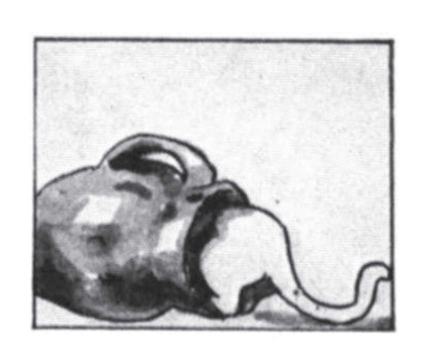
Eine Katze hatte Bekanntschaft mit einer Maus gemacht und ihr so viel von der großen Liebe und Freundschaft vorgesagt, die sie zu ihr trüge, daß die Maus endlich einwilligte mit ihr zusammen in einem Hause zu wohnen und gemeinschaftliche Wirtschaft zu führen. „Aber für den Winter müssen wir Vorsorge tragen, sonst leiden wir Hunger," sagte die Katze, „du Mäuschen, kannst dich nicht überall hinwagen und gerätst mir am Ende in eine Falle." Der gute Rat ward also befolgt und ein Töpfchen mit Fett angekauft. Sie wußten aber nicht, wo sie es hinstellen sollten, endlich nach langer Überlegung sprach die Katze: „Ich weiß keinen Ort, wo es besser aufgehoben wäre, als die Kirche, da getraut sich niemand etwas wegzunehmen: wir stellen es unter den Altar und rühren es nicht eher an als bis wir es nötig haben." Das Töpfchen ward also in Sicherheit gebracht, aber es dauerte nicht lange, so trug die Katze Gelüsten danach

und sprach zur Maus: „Was ich dir sagen wollte, Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten: sie hat ein Söhnchen zur Welt gebracht, weiß mit braunen Flecken. Laß mich heute ausgehen und besorge du das Haus allein." — „Ja, ja," antwortete die Maus, „geh nur, wenn du was Gutes issest, so denk an mich: von dem süßen Kindbetterwein tränk ich auch gerne ein Tröpfchen." Es war aber alles nicht wahr, die Katze hatte keine Base, und war nicht zu Gevatter gebeten. Sie ging geradeswegs nach der Kirche, schlich zu dem Fettöpfchen, fing an zu lecken und leckte die fette Haut ab. Dann machte sie einen Spaziergang auf den Dächern der Stadt, besah sich die Gelegenheit, streckte sich hernach in der Sonne aus und wischte sich den Bart so oft sie an das Fettöpfchen dachte. Erst als es Abend war, kam sie wieder nach Hause. „Nun, da bist du ja wieder," sagte die Maus, „du hast gewiß einen lustigen Tag gehabt." — „Es ging wohl an," antwortete die Katze. „Was hat denn das Kind für einen Namen bekommen?" fragte die Maus. „H a u t - a b," sagte die Katze ganz trocken. „Hautab," rief die Maus, „das ist ja ein wunderlicher und seltsamer Name, ist der in eurer Familie gebräuchlich?" — „Was ist da weiter," sagte die Katze, „er ist nicht schlechter als Bröseldieb, wie deine Leute heißen."

Nicht lange danach überkam die Katze wieder ein Gelüsten. Sie sprach zur Maus: „Du mußt mir den Gefallen tun und nochmals das Hauswesen allein besorgen, ich bin zum zweitenmal zu Gevatter gebeten, und da das Kind einen weißen Ring um den Hals hat, so kann ich's nicht absagen." Die gute Maus willigte ein, die Katze aber schlich hinter der Stadtmauer zu der Kirche und fraß den Fettopf halb aus. „Es schmeckt nichts besser," sagte sie, „als was man selber ißt," und war mit ihrem Tagewerk ganz zufrieden. Als sie heimkam, fragte die Maus: „Wie ist denn dieses Kind genannt worden?" — „H a l b a u s," antwortete die Katze. „Halbaus! was du sagst! den Namen hab ich mein Lebtag noch nicht gehört, ich wette, der steht nicht in dem Kalender."

Der Katze wässerte das Maul bald wieder nach dem Leckerwerk. „Aller guten Dinge sind drei," sprach sie zu der Maus,







„da soll ich wieder Gevatter stehen, das Kind ist ganz schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal: du läßsest mich doch ausgehen?" – „Hautab! Halbaus!" antwortete die Maus, „es sind so absonderliche Namen, die machen mich so nachdenksam." – „Da sitzest du daheim in deinem dunkelgrauen Flausrock und deinem langen Haarzopf," sprach die Katze, „und fängst Grillen: das kommt davon, wenn man bei Tage nicht ausgeht." Die Maus räumte während der Abwesenheit der Katze auf und brachte das Haus in Ordnung, die naschhafte Katze aber fraß den Fettopf rein aus. „Wenn erst alles aufgezehrt ist, so hat man Ruhe," sagte sie zu sich selbst und kam satt und dick erst in der Nacht nach Hause. Die Maus fragte gleich nach dem Namen, den das dritte Kind bekommen hätte. „Er wird dir wohl auch nicht gefallen," sagte die Katze, „er heißt Ganzaus." – „Ganzaus!" rief die Maus, „gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen. Ganzaus! was soll das bedeuten?" Sie schüttelte den Kopf, rollte sich zusammen und legte sich schlafen.

Von nun an wollte niemand mehr die Katze zu Gevatter bitten, als aber der Winter herangekommen und draußen nichts mehr zu finden war, gedachte die Maus ihres Vorrats und sprach: „Komm Katze, wir wollen zu unserm Fettopf gehen, den wir uns aufgespart haben, der wird uns schmecken." – „Jawohl," antwortete die Katze, „ der wird dir schmecken, als wenn du deine feine Zunge zum Fenster hinausstreckst." Sie machten sich auf den Weg, und als sie anlangten, stand zwar der Fettopf noch an seinem Platz, er war aber leer. „Ach," sagte die Maus, „jetzt merke ich, was geschehen ist, jetzt kommt's an den Tag, du bist mir die wahre Freundin! aufgefressen hast du alles, wie du zu Gevatter gestanden hast: erst Haut ab, dann halb aus, dann . . ." – „Willst du schweigen", rief die Katze, „noch ein Wort, und ich fresse dich auf". – „Ganz aus" hatte die arme Maus schon auf der Zunge, kaum war es heraus, so tat die Katze einen Satz nach ihr, packte sie und schluckte sie hinunter.

Siehst du, so geht's in der Welt.

Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein", und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach", sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" — „Ich muß ja wohl", antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heim zu tragen: es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mir's auf die Schulter". — „Weißt du was", sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du giebst mir deinen Klumpen". — „Von Herzen gern", sprach Hans, „aber ich sage Euch Ihr müßt Euch damit schleppen". Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp rufen".

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war

aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun", sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen", dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben". Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das

ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." — „Ei, ei", sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Hans abschlachten kann, was gibt's für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." — „Hört, Hans", sprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen". — „Habt viel Dank für Eure Freundschaft", sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Festtagsschmaus brächte. „Hebt einmal", fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." — „Ja", sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau". Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört", fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten: das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang, „ach", sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans". — „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen", antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet". Er nahm

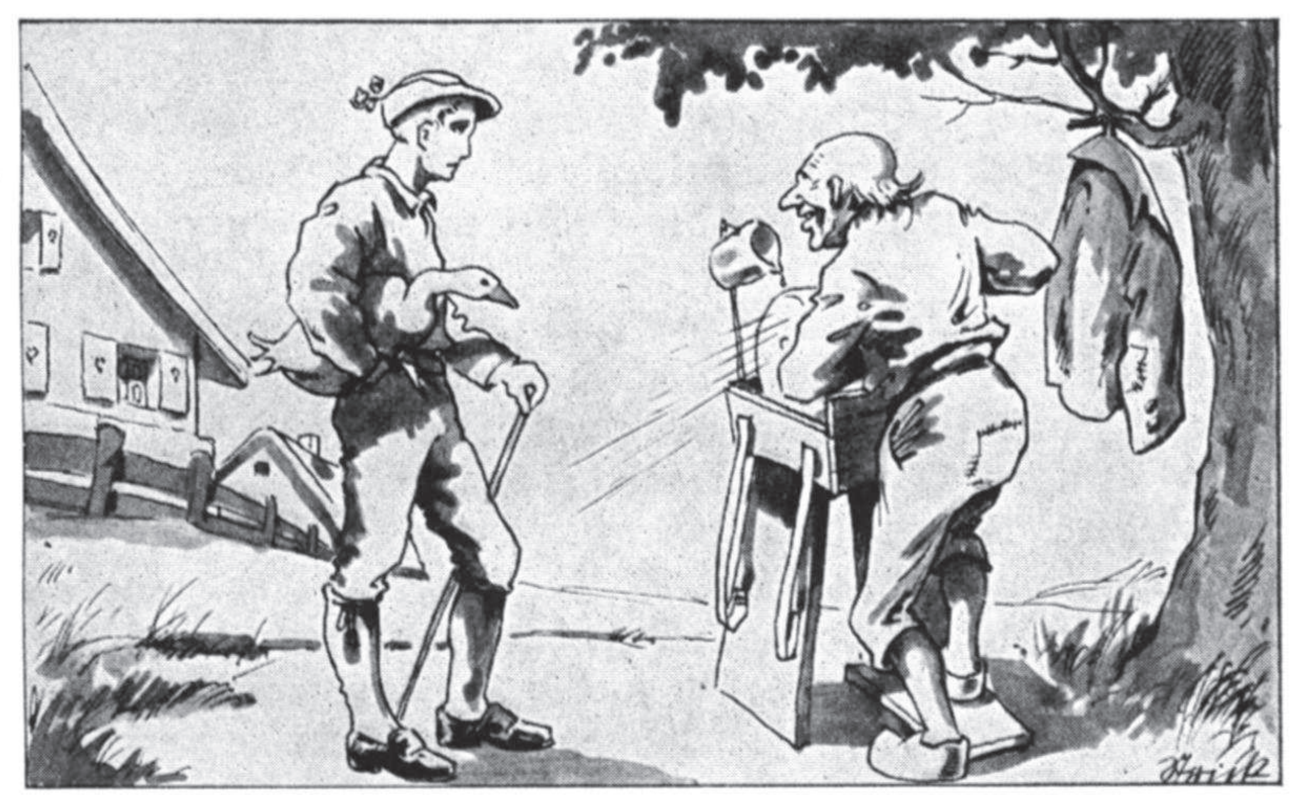
also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort: der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege", sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr: und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an, und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." — „Ja", antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" — „Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." — „Und das Schwein?" — „Das hab ich für eine Kuh gekriegt." — „Und die Kuh?" — „Die hab ich für ein Pferd bekommen." — „Und das Pferd?" — „Dafür hab ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." — „Und das Gold?" — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt", sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht". — „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" — „Wie könnt Ihr noch fragen", antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin, und nahm









den Wetzstein in Empfang. „Nun", sprach der Schleifer, und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt, und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude, „ich muß in einer Glückshaut geboren sein", rief er aus, „alles was ich wünsche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind". Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben: damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Jehowah mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich", rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne". Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Der alte Hildebrand

Es war einmal ein Bauer und eine Bäurin, und die Bäurin, die hat der Pfarrer im Dorf gern gesehn, und da hat er immer gewunschen, wenn er nur einmal einen ganzen Tag mit der Bäurin allein recht vergnügt zubringen könnte, und der Bäurin, der war's halt recht gewesen. Na, da hat er einmal zur Bäurin gesagt: „Nun, meine liebe Bäurin, jetzt hab ich mir was ausgedacht, wie wir halt einmal einen ganzen Tag recht vergnügt miteinander zubringen könnten. Wißt Ihr was: Ihr legt Euch auf dem Mittwoch ins Bett und sagt Eurem Mann, Ihr seid krank, und jammert und übelt nur recht, und das treibt Ihr fort bis auf den Sonntag, wenn ich Predigt halte; und da werde ich predigen, daß, wer zu Hause ein krankes Kind, einen kranken Mann, ein krankes Weib, einen kranken Vater, eine kranke Mutter, eine kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, hat, und der macht eine Wallfahrt auf den Göckerliberg in Wälischland, wo man um einen Kreuzer einen Metzen Lorberblätter bekommt, dem wird das kranke Kind, der kranke Mann, das kranke Weib, der kranke Vater, die kranke Mutter, die kranke Schwester, oder wer es sonst noch ist, auf der Stelle gesund."

„Das werde ich schon machen", hat die Bäurin darauf gesagt. Also, darauf am Mittwoch hat sich halt die Bäurin ins Bett gelegt und hat nur so gejammert und geübelt und ihr Mann hat ihr alles gebracht, was er nur gewußt hat, es hat aber halt nichts geholfen. Wie nun der Sonntag gekommen ist, hat die Bäurin gesagt: „Mir ist zwar so elend als ob ich gleich verscheiden sollt, aber eins möcht ich doch noch vor meinem Ende, ich möcht halt dem Herrn Pfarrer seine Predigt hören, die er heut halten wird." —„Ach, mein Kind", sagte der Bauer darauf, „tu das nicht, du könntest schlechter werden, wenn du aufstehst. Schau, ich werde in die Predigt gehen und werde recht achtgeben und werde dir alles wieder erzählen, was der Herr Pfarrer gesagt hat." Ja, und da ist der Bauer halt in die Predigt gegangen und hat der Herr Pfarrer also angefangen zu predigen und hat halt gesagt, wenn jemand ein krankes Kind, einen kranken Mann, ein krankes

Weib, einen kranken Vater, eine kranke Mutter, eine kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, zu Hause hätte, und der wollte eine Wallfahrt machen auf den Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberblätter einen Kreuzer kostet, dem wird das kranke Kind, der kranke Mann, das kranke Weib, der kranke Vater, die kranke Mutter, die kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, auf der Stelle gesund werden, und wer also die Reise unternehmen wollte, der soll nach der Messe zu ihm kommen, da wird er ihm den Lorbersack geben und den Kreuzer. Da war niemand froher als der Bauer, und nach der Messe ist er gleich zum Pfarrer gegangen, und der hat ihm also den Lorbersack gegeben und den Kreuzer. Darauf ist er nach Hause gegangen und hat schon zur Haustür hereingeschrien: „Juchheißa, liebes Weib, jetzt ist es so viel als ob du gesund wärst. Der Herr Pfarrer hat heute gepredigt, daß, wer ein krankes Kind, einen kranken Mann, ein krankes Weib, einen kranken Vater, eine kranke Mutter, eine kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, zu Hause hat, und der macht eine Wallfahrt auf den Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorbeerblätter einen Kreuzer kostet, dem wird das kranke Kind, der kranke Mann, das kranke Weib, der kranke Vater, die kranke Mutter, die kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, auf der Stelle gesund; und jetzt hab ich mir schon den Lorbersack geholt vom Herrn Pfarrer und den Kreuzer, und werde gleich meine Wanderschaft antreten, daß du desto eher gesund wirst", und darauf ist er fortgegangen.

Er war aber kaum fort, so ist die Bäurin schon aufgestanden, und der Pfarrer war auch gleich da.

Jetzt lassen wir die zwei indessen auf der Seite und gehen mit dem Bauer. Der ist halt immer drauf losgegangen, damit er desto eher auf den Göckerliberg kommt, und wie er halt so geht, begegnet ihm sein Gevatter. Sein Gevatter, das war ein Eiermann, und der ist gerade vom Markt gekommen, wo er seine Eier verkauft hat. „Gelobet seist", sagt sein Gevatter „wo gehst du denn so eilig hin, Gevatter?" — „In Ewigkeit, Gevatter", sagt der Bauer, „mein Weib ist krank geworden, und da hab ich heut dem Herrn Pfarrer seine Predigt gehört, und da hat er gepredigt,

daß wenn einer zu Hause ein krankes Kind, einen kranken Mann, ein krankes Weib, einen kranken Vater, eine kranke Mutter, eine kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, hat, und er macht eine Wallfahrt auf den Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberblätter einen Kreuzer kostet, dem wird das kranke Kind, der kranke Mann, das kranke Weib, der kranke Vater, die kranke Mutter, die kranke Schwester, Bruder, oder wer es sonst noch wäre, auf der Stelle gesund, und da hab ich mir vom Herrn Pfarrer den Lorbersack und den Kreuzer geholt, und trete ich halt meine Wanderschaft an." — „Aber hört, Gevatter", hat der Gevatter zum Bauern gesagt, „seid Ihr denn gar so dumm, daß Ihr so etwas glauben könnt? Wißt Ihr was los ist? Der Pfarrer möchte gern mit Eurem Weibe einen ganzen Tag allein recht vergnügt zubringen, drum haben sie Euch den Bären aufgebunden, damit ihr ihnen aus dem Wege kommt." — „Nein", hat der Bauer gesagt, „so möcht ich doch wissen, ob das wahr ist". — „Also", hat der Gevatter gesagt, „weißt du was, setz dich in meinen Eierkorb hinein, so will ich dich nach Hause tragen, und da wirst du es selber sehen.

Nun, das ist also geschehen, und den Bauer hat sein Gevatter in seinen Eierkorb hineingesetzt, und der hat ihn nach Hause getragen. Als sie nach Hause gekommen sind, holla, da ist es schon lustig zugegangen. Da hat die Bäurin schon fast alles, was in ihrem Hof war, abgestochen gehabt, und Krapfen (Pfannkuchen) hat sie gebacken, und der Pfarrer war auch schon da und hat seine Geige mitgebracht gehabt. Und da hat halt der Gevatter angeklopft, und die Bäurin hat gefragt, wer draußen wäre. „Ich bin's, Gevatterin", hat der Gevatter gesagt, „bitte, gebt mir heut Nacht eine Herberge, ich habe meine Eier auf dem Markt nicht verkauft, und jetzt muß ich sie wieder nach Hause tragen, und sie sind mir gar so schwer, ich bringe sie nicht fort, es ist auch schon finster". — „Ja, mein Gevatter", sagte die Bäurin darauf, „Ihr kommt mir zu recht ungelegener Zeit. Na, weil es halt einmal nicht anders ist, so kommt herein und setzt Euch dort auf die Ofenbank." Da hat sich also der Gevatter mit seinem Buckelkorb auf die Ofenbank gesetzt. Der Pfarrer aber und die Bäurin, die waren halt recht lustig. Endlich fängt der Pfarrer an und sagt:

„Hört, meine liebe Bäurin, Ihr könnt ja so schön singen, singt mir doch eins." — „Ach", sagte die Bäurin, „jetzt kann ich nichts mehr singen, ja in meinen jungen Jahren, da hab ich es wohl können, aber jetzt ist es schon vorbei." — „Ei", sagte wieder der Pfarrer, „singt doch nur ein bißchen". Na, da fängt die Bäurin an und singt:

„Ich hab meinen Mann wohl ausgesandt
Auf den Göckerliberg in Wälischland."

Drauf singt der Pfarrer:

„Ich wollt, er blieb da ein ganzes Jahr,
Was frag ich nach dem Lorbersack.
Halleluja!"

Jetzt fängt der Gevatter hinten an und singt (da muß ich aber erzählen, daß der Bauer Hildebrand geheißen hat), singt also der Gevatter:

„Ei du, mein lieber Hildebrand,
Was machst du auf der Ofenbank?
Halleluja!"

Und jetzt singt der Bauer im Korb drinnen:

„Jetzt kann ich das Singen nimmermehr leiden,
Jetzt muß ich aus meinem Buckelkorb steigen."

Und steigt aus dem Korb und prügelt den Pfarrer zum Haus hinaus.

Der alte Hildebrand

(dasselbe in Mundart)

Es war amahl a Baur und a Bäurin, und dö Bäurin, dö hat der Pfarra im Dorf gern gesegn, und da hat er alleweil gewunschen, wann er nur amahl an ganzen Tag mit der Bäurin allan recht vergnügt zubringa kunnt, und der Bäurin, der wars halt a recht gwesn. No, da hat er amahl zu der Bäurin gsagt: „Hanz, mei liebi Bäurin: hietzt hab i was ausstudiert, wie wir halt amahl an ganzen Tag recht vergnügt mitananander zubringa kunnten. Wißts was, ös legts eng aufm Mittwoch ins Bett und sagts engern Mon ös seits krang, und lamatierts und übelts nur recht, und das treibts fort bis aufm Sunta, wann i die Predi


K+B+M

halt, und da wir (werde) i predigen, daß wer z' Haus a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha is, hat, und der tut a Wollfart aufm Göckerliberg in Wälischland, wo ma um an Kreuzer an Metzen Lorberbladen kriegt, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, oda wers sunst nacha is, auf der Stell gsund."

„Dös wir i schon machen" hat die Bäurin drauf gsagt. No, drauf, aufm Mittwoch hat sie halt d' Bäurin ins Bett glegt und hat glamatiert und gübelt als wie, und ihr Mon hat ihr alles braucht, was er nur gwißt hat, 's hat aber halt nix gholfn. Wie denn der Sunta kuma is, hat d' Bäurin gsagt: „Mir is zwar so miserabel als ob i glei verschaden sollt, aber ans möcht i do no vor mei End, i möcht halt in Herrn Pfarra sei Predi hörn, dö er heund halten wird." — „A, mei Kind", sagt der Baur drauf, „tu du dös nit, du kunntst schlechter wern, wann aufstundst. Schau, es wir i in d' Predi gehn und wir recht acht gebe und wir dir alles wieder derzöhln, was der Herr Pfarra gsagt hat." — „No", hat d' Bäurin gesagt, „so geh halt und gibt recht acht und derzöhl mir alles, was d' ghört hast". No, und da is der Baur halt in d' Predi ganga, und da hat der Herr Pfarra also angfangt zun predigen und hat halt gsagt, wann ans a krangs Kind, an krangen Mon, a kranges Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Haus hät, und der wollt a Wollfart machen aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund wern, und wer also dö Ras unternehma wollt, der soll nach der Meß zu ihm kuma, da wird er ihm den Lorbersack gebn und den Kreuzer. Da war niembd fröher als der Bauer, und nach der Meß is er gleich zum Pfarra ganga, und der hat ihm also den Lorbersack gebn und den Kreuzer. Drauf is er nach Haus kuma und hat schon bei der Haustür einigschrien: Juchhesha, liebes Weib, hietzt is so viel als obs gsund warst. Der Herr Pfarra hat heunt predigt, daß wer an krangs Kind, an krangen Mon, a

kranges Weib, an krangen Vader, an krange Muader, an krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Haus hat, und der macht a Wollfart aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wirds 's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund; und hietzt hab i mir schon den Lorbersack gholt vom Herrn Pfarra und den Kreuzer, und wir glei mein Wanderschaft antreten, daß d' desto ehender gsund wirst", und drauf is er fortganga. Er war aber kam fort, so is die Bäurin schon auf gwesn, und der Pfarra war a glei do. Hietzt lassen wir aber dö zwa indessen auf der Seiten und gänga mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er desto ehender aufm Göckerliberg kummt, und wie halt so geht, begegnet ihm sein Gvatter. Sein Gvatter dös war an Armon (Eiermann), und der is just von Mark kuma, wo er seine Ar verkauft hat. „Globt seist", sagt sein Gvatter, „wo gehst denn so trabi hin, Gvatter?" — „In Ewigkeit, Gvatter", sagt der Baur, „mein Weib is krang worn, und da hab i heunt in Herrn Pfarra sein Predi ghört, und da hat er predigt, daß wann aner z' Haus an krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, an krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, hat, und er macht a Wollfart aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wird's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund, und da hab i mir von Herrn Pfarra den Lorbersack und den Kreuzer gholt, und hietzt trit i halt mein Wanderschaft an." — „Aber hanz, Gvatter", hat der Gvatter zum Baur gsagt, „seits denn gar so dacket (einfältig), daß so was glauben könts? Wißts was is? der Pfarra möcht gern mit engern Weib an ganzen Tag allan recht vergnügt zubringa, drum habn's eng den Bärn anbunden, daß ihr'en auf'n Füßen kumts." — „Mein", hat der Baur gsagt, „so möcht i do wissen, ob das wahr is." — „No", hat der Gvatter gsagt, „wast was, setz di in mein Arkorb eini, so will i di nach Haus tragn, und da wirst es selber segn." No, das is also gschegn, und den Baur hat sein Gvatter in sein

Arkorb eini gsetzt, und der hat'n nach Haus tragn. Wie's nach Haus kuma san, holla, da is schon lusti zuganga. Da hat die Bäurin schon fast alles, was nur in ihren Hof war, abgstochen ghabt, und Krapfen hats bachen, und der Pfarra war a schon da und hat a sein Geige mitbracht ghabt. Und da hat halt der Gvatter anklopft, und d' Bäurin hat gfragt, wer draussen war. „I bins, Gvatterin", hat der Gvatter gsagt, „mei, gebts mir heunt Nacht a Herberg, i hab meini Ar aufm Markt nit verkauft, und hietzt muß i's wieder nach Haus trage, und sö san gar z' schwar, i bring's nit fort, es is a schon finster." — „Ja, mein Gvatter", sagt d' Bäurin drauf. „ös kumts mir recht zur unglegna Zeit. No, weils halt her nit anders is, so kömts eina und setz's eng dort auf d' Ofenbank." No hat sie der Gvatter also mit sein Buckelkorb auf d' Ofenbank gsetzt. Der Pfarra aber und d' Bäurin dö warn halt recht lusti. Endli fangt der Pfarra an und sagt: „Hanz, mein liebi Bäurin, ös könnts ja so schön singa, singts mir do ans." — „A", sagt die Bäurin, „hietzt kann i nix mehr singa, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl könna, aber hietzt is schon vorbei." — „Ei", sagt wieder der Pfarra, „singts do nur a bißl." No, da fangt die Bäurin an und singt:

„I hab mein Mon wohl ausgesandt
Aufm Göckerliberg in Wälischland."

Drauf singt der Pfarra:

„I wollt er blieb da a ganzes Jahr,
Was frag i nach dem Lorbersack.
Halleluja!

Hietzt fangt der Gvatter hinten an und singt (da muß i aber derzöhln, daß der Baur Hildebrand ghassen hat), singt also der Gvatter:

Ei du, mein lieber Hildebrand,
Was machst du auf der Ofenbank?
Halleluja!"

Und hietzt singt der Baur in Korb drinna:

„Hietzt kann i das Singa nimmermehr leiden,
Hietzt muß i aus mein Buckelkorb steigen."

Und steigt aus'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus hinaus.

Der Frieder und das Catherlieschen

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und eine Frau, die hieß Catherlieschen, die hatten einander geheiratet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder: „Ich will jetzt zu Acker, Catherlieschen, wann ich wiederkomme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger, und ein frischer Trunk dabei für den Durst.“ — „Geh nur, Friederchen“, antwortete die Catherlies, „geh nur, will dir's schon recht machen“. Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, tat sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie übers Feuer. Die Wurst fing an zu braten und zu brutzeln, Catherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken: da fiel ihm ein „bis die Wurst fertig wird, derweil könntest du ja im Keller den Trunk zapfen“. Also stellte es den Pfannenstiel fest, nahm eine Kanne, ging hinab in den Keller und zapfte Bier. Das Bier lief in die Kanne, und Catherlieschen sah ihm zu, da fiel ihm ein „holla der Hund oben ist nicht beigetan, der könnte die Wurst aus der Pfanne holen, du kämst mir recht!“ und im Hui war es die Kellertreppe hinauf; aber der Spitz hatte die Wurst schon im Maul und schleifte sie auf der Erde mit sich fort. Doch Catherlieschen, nicht faul, setzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück ins Feld; aber der Hund war geschwinder als Catherlieschen, ließ auch die Wurst nicht fahren, sondern über die Äcker hin hüpfen. „Hin ist hin!“ sprach Catherlieschen, kehrte um, und weil es sich müde gelaufen hatte, ging es hübsch langsam und kühlte sich ab. Während der Zeit lief das Bier aus dem Faß immer zu, denn Catherlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll und sonst kein Platz da war, so lief es in den Keller und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Catherlieschen sah schon auf der Treppe das Unglück. „Spuk“, rief es, „was fängst du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!“ Es besann sich ein Weilchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirmes stände noch ein Sack mit schönem Weizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier streuen. „Ja“, sprach es, „wer zu rechter

Zeit was spart, der hat's hernach in der Not", stieg auf den Boden, trug den Sack herab und warf ihn gerade auf die Kanne voll Bier, daß sie umstürzte und der Trunk des Frieders auch im Keller schwamm. „Es ist ganz recht", sprach Catherlieschen, „wo eins ist, muß das andere auch sein" und zerstreute das Mehl im ganzen Keller. Als es fertig war, freute es sich gewaltig über seine Arbeit und sagte „wie's so reinlich und sauber hier aussieht!"

Um Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was hast du mir zurecht gemacht?" — „Ach, Friederchen", antwortete sie, „ich wollte dir ja eine Wurst braten, aber während ich das Bier dazu zapfte, hat sie der Hund aus der Pfanne weggeholt, und während ich dem Hund nachsprang, ist das Bier ausgelaufen, und als ich das Bier mit dem Weizenmehl auftrocknen wollte, hab' ich die Kanne auch noch umgestoßen; aber sei nur zufrieden, der Keller ist wieder ganz trocken." Sprach der Frieder: „Catherlieschen, Catherlieschen, das hättest du nicht tun müssen! läßt die Wurst wegholen und das Bier aus dem Faß laufen, und verschüttest obendrein unser feines Mehl!" — „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hättest mir's sagen müssen."

Der Mann dachte, „geht das so mit deiner Frau, so mußt du dich besser vorsehen." Nun hatte er eine hübsche Summe Taler zusammen gebracht, die wechselte er in Gold ein und sprach zu Chatherlieschen: „Siehst du, das sind gelbe Gickelinge, die will ich in einen Topf tun, und im Stall unter der Kuhkrippe vergraben: aber, daß du mir ja davon bleibst, sonst geht dir's schlimm." Sprach sie: „Nein, Friederchen, will's gewiß nicht tun." Nun, als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdne Näpfe und Töpfe feil hatten, ins Dorf und fragten bei der jungen Frau an, ob sie nichts zu handeln hätte. „O, ihr lieben Leute", sprach Catherlieschen, „ich hab' kein Geld und kann nichts kaufen; aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, so will ich wohl kaufen." — „Gelbe Gickelinge, warum nicht? laßt sie einmal sehen." — „So geht in den Stall und grabt unter der Kuhkrippe, so werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dabei gehen." Die Spitzbuben gingen hin, gruben und fanden eitel Gold. Da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Näpfe im Hause stehen.

Catherlieschen meinte, sie müßte das neue Geschirr auch brauchen: weil nun in der Küche ohnehin kein Mangel daran war, schlug sie jedem Topf den Boden aus und steckte sie insgesamt zum Zierat auf die Zaunpfähle rings ums Haus herum. Wie der Frieder kam, und den neuen Zierat sah, sprach er: „Catherlieschen, was hast du gemacht?" — „Hab's gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhkrippe steckten: bin selber nicht dabei gegangen, die Krämer haben sich's herausgraben müssen." — „Ach, Frau", sprach der Frieder, „was hast du gemacht! das waren keine Gickelinge, es war eitel Gold und war all unser Vermögen; das hättest du nicht tun sollen." — „Ja, Friederchen", antwortete sie, „das hab' ich nicht gewußt, hättest mir's vorher sagen sollen."

Catherlieschen stand ein Weilchen und besann sich, da sprach sie: „Hör, Friederchen, das Gold wollen wir schon wieder kriegen, wollen hinter den Dieben herlaufen." — „So komm", sprach der Frieder, „wir wollen's versuchen; nimm aber Butter und Käse mit, daß wir auf dem Weg was zu essen haben." — "Ja, Friederchen, will's mitnehmen." Sie machten sich fort, und weil der Frieder besser zu Fuß war, ging Catherlieschen hinten nach. „Ist mein Vorteil" dachte es, „wenn wir umkehren, hab' ich ja ein Stück voraus." Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des Wegs tiefe Fahrgleisen waren. „Da sehe einer", sprach Catherlieschen, „was sie das arme Erdreich zerrissen, geschunden und gedrückt haben! das wird sein Lebtag nicht wieder heil." Und aus mitleidigem Herzen nahm es seine Butter und bestrich die Gleisen, rechts und links, damit sie von den Rädern nicht so gedrückt würden: und wie es sich bei seiner Barmherzigkeit so bückte, rollte ihm ein Käse aus der Tasche den Berg hinab. Sprach das Catherlieschen: „Ich habe den Weg schon einmal heraufgemacht, ich gehe nicht wieder hinab, es mag ein anderer hinlaufen und ihn wieder holen." Also nahm es einen andern Käs und rollte ihn hinab. Die Käse aber kamen nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen, und dachte, „vielleicht warten sie auf Gesellschaft und gehen nicht gern allein." Als sie alle drei ausblieben, sprach es: „Ich weiß nicht, was das vorstellen soll! doch kann's ja sein, der dritte hat den Weg nicht gefunden, und sich verirrt, ich will nun den vierten schicken, daß er sie herbeiruft." Der

vierte machte es aber nicht besser als der dritte. Da ward das Catherlieschen ärgerlich und warf noch den fünften und sechsten hinab, und das waren die letzten. Eine Zeitlang blieb es stehen, und lauerte, daß sie kämen, als sie aber immer nicht kamen, sprach es: „O, ihr seid gut nach dem Tod schicken, ihr bleibt fein lange aus; meint ihr ich wollt noch länger auf euch warten? ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Beine als ich." Catherlieschen ging fort und fand den Frieder, der war stehen geblieben, und hatte gewartet, weil er gerne was essen wollte. „Nun, gieb einmal her, was du mitgenommen hast." Sie reichte ihm das trockene Brot. „Wo ist Butter und Käse?" fragte der Mann. „Ach, Friederchen", sagte Catherlieschen, „mit der Butter hab' ich die Fahrgleisen geschmiert, und die Käse werden bald kommen; einer lief mir fort, da hab' ich die andern nachgeschickt, sie sollten ihn rufen." Sprach der Frieder: "Das hättest du nicht tun sollen, Catherlieschen, die Butter an den Weg schmieren und die Käse den Berg hinab rollen." — „Ja, Friederchen, hättest mir's sagen müssen."

Da aßen sie das trockene Brot zusammen, und der Frieder sagte: „Catherlieschen, hast du auch unser Haus verwahrt, wie du fortgegangen bist?" — „Nein, Friederchen, hättest mir's vorher sagen sollen." — So geh' wieder heim und bewahr erst das Haus, ehe wir weiter gehen; bring' auch etwas anderes zu essen mit, ich will hier auf dich warten." Catherlieschen ging zurück und dachte: „Friederchen will etwas anderes zu essen, Butter und Käse schmeckt ihm wohl nicht, so will ich ein Tuch voll Hutzeln und einen Krug voll Essig zum Trunk mitnehmen." Danach riegelte es die Obertüre zu, aber die Untertüre hob es aus, nahm sie auf die Schulter, und glaubte, wenn es die Türe in Sicherheit gebracht hätte, müßte das Haus wohl verwahrt sein. Catherlieschen nahm sich Zeit zum Weg, und dachte „desto länger ruht sich Friederchen aus." Als es ihn wieder erreicht hatte, sprach es: „Da, Friederchen, hast du die Haustüre, da kannst du das Haus selber verwahren." — „Ach, Gott", sprach er, „was hab' ich für eine kluge Frau! hebt die Türe unten aus, daß alles hineinlaufen kann, und riegelte sie oben zu. Jetzt ist's zu spät noch einmal nach Haus zu gehen, aber hast du die Türe hierher gebracht, so sollst






du sie auch ferner tragen." — „Die Türe will ich tragen, Friederchen, aber die Hutzeln und der Essigkrug werden mir zu schwer: ich hänge sie an die Tür, die mag sie tragen."

Nun gingen sie in den Wald und suchten die Spitzbuben, aber sie fanden sie nicht. Weil's endlich dunkel ward, stiegen sie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber saßen sie oben, so kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht mitgehen will, und die Dinge finden, ehe sie verloren sind. Sie ließen sich gerade unter dem Baum nieder, auf dem Frieder und Catherlieschen saßen, machten sich ein Feuer an und wollten ihre Beute teilen. Der Frieder stieg von der andern Seite herab und sammelte Steine, stieg damit wieder hinauf und wollte die Diebe tot werfen. Die Steine aber trafen nicht, und die Spitzbuben riefen: „Es ist bald Morgen, der Wind schüttelt die Tannäpfel herunter." Catherlieschen hatte die Türe noch immer auf der Schulter, und weil sie so schwer drückte, dachte es, die Hutzeln wären schuld, und sprach: „Friederchen, ich muß die Hutzeln hinabwerfen." — „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht", antwortete er, „sie könnten uns verraten." — „Ach, Friederchen, ich muß, sie drücken mich gar zu sehr." — „Nun so tu's, ins Henkers Namen!" Da rollten die Hutzeln zwischen den Ästen herab, und die Kerle unten sprachen: „Die Vögel misten." Eine Weile danach, weil die Türe noch immer drückte, sprach Catherlieschen: „Ach, Friederchen, ich muß den Essig ausschütten." — „Nein, Catherlieschen, das darfst du nicht, es könnte uns verraten." — „Ach, Friederchen, ich muß, er drückt mich gar zu sehr." — „Nun, so tu's ins Henkers Namen!" Da schüttete es den Essig aus, daß er die Kerle bespritzte. Sie sprachen untereinander: „Der Tau tröpfelt schon herunter." Endlich dachte Catherlieschen „sollte es wohl die Türe sein, was mich so drückt?" und sprach: „Friederchen, ich muß die Türe hinabwerfen." — „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht, sie könnte uns verraten." — „Ach, Friederchen, ich muß, sie drückt mich gar zu sehr." — „Nein Catherlieschen, halt sie ja fest." — „Ach, Friederchen, ich laß sie fallen." — „Ei", antwortete Frieder ärgerlich, „so laß sie fallen ins Teufels Namen!" Da fiel sie herunter mit starkem Gepolter, und die Kerle unten riefen: „Der Teufel kommt vom Baum herab", rissen aus und ließen alles im Stich. Früh mor-

gens, wie die zwei herunter kamen, fanden sie all ihr Gold wieder und trugen's heim.

Als sie wieder zu Haus waren, sprach der Frieder: „Catherlieschen, nun mußt du aber auch fleißig sein und arbeiten." — „Ja, Friederchen, will's schon tun, will ins Feld gehen, Frucht schneiden." Als Catherlieschen im Feld war, sprach's mit sich selber „eß ich, eh ich schneid, oder schlaf ich, eh ich schneid? hei, ich will erst essen!" Da aß Catherlieschen und ward überm Essen schläfrig, und fing an zu schneiden und schnitt halb träumend alle seine Kleider entzwei, Schürze, Rock und Hemd. Wie Catherlieschen nach langem Schlaf wieder erwachte, stand es halb nackicht da und sprach zu sich selber "bin ich's, oder bin ichs nicht? ach, ich bin's nicht!" Unterdessen ward's Nacht, da lief Catherlieschen ins Dorf hinein, klopfte an ihres Mannes Fenster und rief: „Friederchen?" — „Was ist denn?" — „Möcht gern wissen, ob Catherlieschen drinnen ist." — „Ja, ja", antwortete der Frieder, „es wird wohl drin liegen und schlafen." Sprach sie: „Gut, dann bin ich gewiß schon zu Haus" und lief fort.

Draußen fand Catherlieschen Spitzbuben, die wollten stehlen. Da ging es bei sie und sprach: „Ich will euch helfen stehlen." Die Spitzbuben meinten es wüßte die Gelegenheit des Orts und waren's zufrieden. Catherlieschen ging vor die Häuser und rief: „Leute, habt ihr was? wir wollen stehlen." Dachten die Spitzbuben „das wird gut werden" und wünschten sie wären Catherlieschen wieder los. Da sprachen sie zu ihm: „Vorm Dorfe hat der Pfarrer Rüben auf dem Feld, geh' hin und rupf uns Rüben." Catherlieschen ging hin aufs Land und fing an zu rupfen, war aber so faul, und hob sich nicht in die Höhe. Da kam ein Mann vorbei, sah's und stand still und dachte, das wäre der Teufel, der so in den Rüben wühlte. Lief fort ins Dorf zum Pfarrer und sprach: „Herr Pfarrer, in Eurem Rübenland ist der Teufel und rupft." — „Ach, Gott", antwortete der Pfarrer, „ich habe einen lahmen Fuß, ich kann nicht hinaus und ihn wegbannen." Sprach der Mann: „So will ich Euch hockeln", und hockelte ihn hinaus. Und als sie bei das Land kamen, machte sich das Catherlieschen auf und reckte sich in die Höhe. „Ach, der Teufel!" rief der Pfarrer, und beide eilten fort, und der Pfarrer konnte vor großer Angst

mit seinem lahmen Fuße gerader laufen, als der Mann, der ihn gehockt hatte, mit seinen gesunden Beinen.

Die sieben Schwaben

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Veitli; die hatten alle siebene sich vorgenommen die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gingen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle siebene zusammen an, vorn ging der Kühnste und Männlichste, das mußte der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie im Heumonat eines Tages einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Spieß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach. „Horcht, horcht", rief er seinen Gesellen, „ich höre eine Trommel!" Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach: „Etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Zündstrick." Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an die Flucht zu ergreifen, und sprang im Hui über einen Zaun, weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechen sprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O wei, o wei", schrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich ergeb mich, ich ergeb mich!" Die andern

sechs hüpften auch alle einer über den andern herzu und schrieen: „Gibst du dich, so geb ich mich auch, gibst du dich, so geb ich mich auch.“ Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren: und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme, und sie nicht genarrt und gespottet würden, verschwuren sie sich untereinander so lang davon still zu schweigen, bis einer unverhofft das Maul auftäte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe, und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschraken sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun das wenigst Gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setzte ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie „wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!“ faßten alle siebene den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
Sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme.“

Aber der Hans wußt ihn zu treffen und sprach:

„Beim Element, du hascht gut schwätze,
Bischt stets der letscht beim Drachehetze.“

Der Michal rief:

„Es wird nit fehle um ei Haar,
So ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Jergli die Reihe der sprach:

„Ischt er es nit, so ischts sei Muter
Oder des Teufels Stiefbruder.“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Veitli:

„Gang, Veitli, gang, gang du voran,
I will dahinte vor di stahn.“

Der Veitli hörte aber nicht drauf und der Jackli sagte:

„Der Schulz, der muß der erschte sei,
Denn ihm gebührt die Ehr allei."

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitätisch:

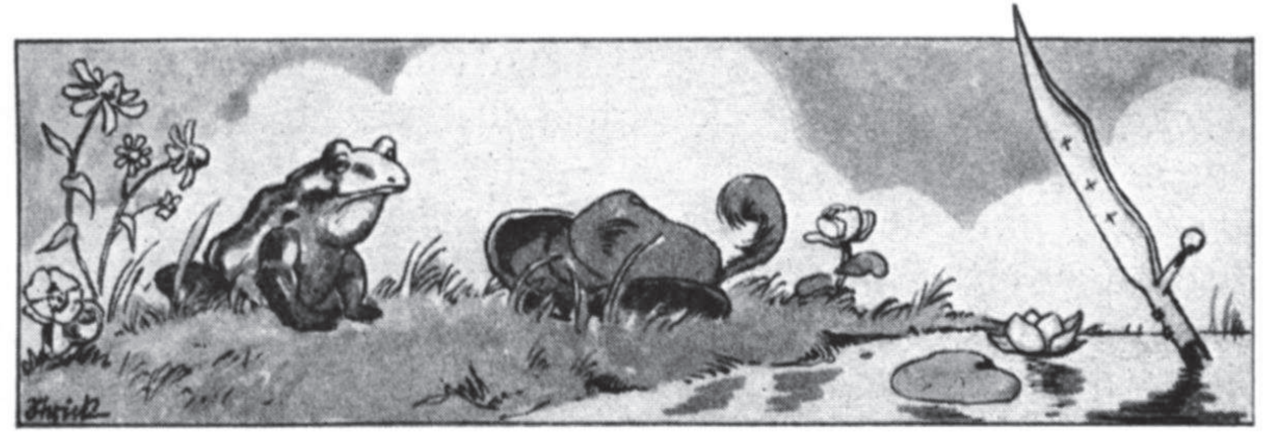
„So zieht denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkennt man tapf're Leut."

Da gingen sie insgesamt auf den Drachen los. Der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an: wie aber das alles nicht helfen wollte, und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst „hau! hurlehau! hau! hauhau!" Davon erwachte der Has, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„Potz, Veitli, lueg, lueg, was isch das?
Das Ungehüer ischt a Has."

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein moosiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind, sondern man an mehreren Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberichtet waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann verstand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht was sie wollten, und fragte auf sein trierisch: „Wat? wat?" Da meinte der Herr Schulz er spräche nicht anders als „wade, wade durchs Wasser", und hub an, weil er der vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen, seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer, und ein Frosch setzte sich dabei und quakte „wat, wat, wat." Die sechs andern hörten das drüben und sprachen: „Unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waden, warum wir nicht auch?" Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch ihre sechse ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.





Erläuterungen

zu unseren Märchen

Märchen sind Spiegelbilder der Seele eines Volkes — dort wo es unbelauscht durch die Jahrhunderte und Jahrtausende Wunschbilder und Seelenerleben weitertragen und gestalten konnte. Während nun in unserem Volke durch eine Fremdlehre, das Christentum, durch ein ganzes Jahrtausend Hemmungen um Hemmungen gehäuft wurden gegen eigenseelische Entfaltung, ein natürliches Fortentwickeln unterbunden wurde, da alles Seelenregen immer wieder in den Zwang fremder Vorstellungen eingepfercht, eingekerkert wurde, gelang es nur ganz starken Seelen voll ungebrochenem Rasse-Erbgutes in überragenden Kunstwerken dem Deutschen Wesen zum Durchbruch zu verhelfen. So lag die Aufmerksamkeit auf diesen Großen — und man übersah fast, daß im Volke selbst, unerkannt, sich in den Märchen die Volksseele Freiheit erhalten hatte und sie von Geschlecht zu Geschlecht weiterspann.

Hier lebte sie weiter in ihrer Eigenart und enthüllte sich sowohl in ihren Tugenden und Stärken als auch — und das ist wichtig — in ihren Schwächen! Denn beides: Gutes und Gefährliches, wird im Rasse-Erbgute weitergereicht, jedes neugeborene Kind trägt beides in sich — nur durch die Tat aus der Wahlkraft jedes einzelnen, die er nur aus sich selbst, aus eigenem Wollen schöpfen kann, nur aus der Einzeltat können die uns anhaftenden Rasse-Schwächen überwunden werden.

Und sind nicht gerade diese Schwächen, die Unvollkommenheiten just das, was so stark auffällt? Freilich: immer beim an-

dern — sich selbst hält man für vollkommen. — Seht doch die Kinder und auch die Erwachsenen, wie sie vielleicht zunächst äußerliche, körperliche Merkmale, Unvollkommenheiten und Gebrechen bemerken, auch solche des Charakters wahrnehmen, schon seltener seelische Unvollkommenheit, und in Übertreibung darstellen.

Wir kennen es in der Karrikatur, im Volkswitz, im Schwank und Fastnachtspiel. Verfeinert, ja geadelt durch tiefe Welterkenntnis und Seelengröße offenbart sich uns im Humor, in jenem dem Deutschen besonders eigenen Frohsinn dieser Zug unserer Volksseele. Und so taucht er denn in den Märchen überall auf, befreiend und mahnend zugleich, denn es ist ein Spiegel, den sich die Volksseele da selbst vorhält, unter weisem und gütigem Lächeln die eigenen Schwächen geißelnd, ins Bewußtsein hebend und so mitwirkend sie zu erkennen und — zu überwinden! Eine frisch-fröhliche Kampfansage an sich selbst — Selbsterkenntnis! — Zum Brunnen Mime führt uns das Märchen selbst, in diesen ernsten und fröhlichen Geschichten — hört nur recht hin auf das heilige Rauschen dieses Bronnens! Wie Frühlingssonne liegt es über diesen Gefilden und gibt uns Frohmut und Kraft zu herzhaftem, befreiendem Lachen.

Unsterblich ist das Heidenlachen — es stirbt erst mit dem letzten Deutschen, wie Gorch Fock sagte.

Fast wäre es aber doch schon gestorben, erstickt in dem vielen Blut und dem Qualm der Scheiterhaufen in Deutschland, auch in dem Qualm der Großstädte und dem unseligen, grauenhaften Brudermorden. Schwermut zog ein; alles Hochgemute (das ist nicht Hochmut, Überheblichkeit), alles Frohgemute galt überdies ja in christlichen Augen als Sünde, Übel und Teufelswerk — es war ja: heidnisch!

Aber im Märchen, da lebte es noch fort, bis heute; da lebt noch der Deutsche Freimut, da sprüht noch der Frohsinn herfür; oft unter Tränen bricht das helle Leuchten hervor, wie Frühlingssonne nach dem Regen. Da schaut uns das ewige Antlitz unserer Art, unseres Volkes voll und frei ins Gesicht.

„Erkennst du das Schlechte, so nenn es auch schlecht, und friste nicht Frieden dem Frevel" — so singt es uns aus der Edda. Und so spricht es auch aus den Märchen und schont nicht die Feinde

des Volkes, seines Friedens und seiner Freiheit. Mit beißendem Spott geißelt es die Verblödung, die durch Fremdlehre als Lähmung alles vernünftigen Denkens und artgemäßen Fühlens erzeugt wurde, im Catherlieschen; im einfältigen, christlich verdummten Bauer im „alten Hildebrand", den sein Gevatter auf recht einfache, drastische Weise zur Erkenntnis des Betruges führt. Spottet über die Geister- und Teufelsgläubigen und zeigt den Abstieg eines heldischen Volkes in den „sieben Schwaben" bis zum Untergang. Zeigt aber auch, wie der „Dummling" — jener, der nicht ein so ausschließlicher und tüchtiger Daseinsstreiter ist, wie seine weltgewandten, älteren, auf Gelderwerb und Wohlleben ausgehenden Brüder — daß dieser „Träumer" der ist, in welchem die Kräfte der Volksseele, des Deutschen Gemütes, lebendiger sind und, in Tatwillen umgesetzt, zur Befreiung auch der so weltweisen Brüder führt, und dazu noch das Deutsche Königskind und die Führung im Lande gewinnt.

So klingt auch das Preislied auf echte Klugheit in der „klugen Bauerntochter", wie es uns ebenso in den Islandsagen aus ganz verwandten Erzählungen entgegenklingt. — Wie straft es eitlen Hochmut und Herzlosigkeit, die nur dem äußeren Schein nach gehen, in dem Märchen vom König Drosselbart. Wie erschüttert uns die Kraft, die von einer Kinderseele ausgeht, in dem Märchen vom alten Großvater und dem Enkel — „schafft Wandel in euch, in eurer Seele, vor dem Tode!" so mahnt es daraus.

Und wie preist es die Liebe zu den Tieren, das Handeln aus dem Erleben: die ganze Natur gottdurchdrungen, gotterfüllt; der Mensch der einzige Träger des Bewußtseins dieser Gotterfülltheit, der einzige, der dies in Tat umgestalten kann, bewußte Tat, befreiende Tat, die Wandel schafft, entzaubert von allem Spuk und Wahn. Dies hohe Lied singt das Märchen vom Waldhaus und von der Bienenkönigin.

Sollte von jenen natur- und tiernahen Menschen der Vorzeit nicht jenes Rätsel immer wieder sich ihnen aufgedrängt haben und sie es umsonnen haben: die Tiere sind vollkommener als die Menschen; die Tiere sind durch die Kraft ihres Instinktes gesichert vor Fehltaten, die ihre Selbsterhaltung und Arterhaltung gefährden würden — der Mensch ist unvollkommen, irrt, verirrt

sich so oft — wie helfen ihm doch die Tiere des Waldes, die Vögel, Ameisen, Bienen und andere immer wieder; ein größeres Können, eine größere Weisheit scheint aus ihnen zu sprechen. Warum ist der Mensch allein in der ganzen Schöpfung so unvollkommen geboren? Warum kann er so oft irren, widergöttlich, „gottverlassen", „gottlos" handeln? Welchen Sinn hat eine solche Unvollkommenheit in der vollkommenen Schöpfung? — Dieses große, oft umsonnene Welträtsel löste uns erst Frau Mathilde Ludendorff durch ihre Seelenlehre und Deutsche Gotterkenntnis. Das muß in ihren Werken nachgelesen und miterlebt werden. Aus dem Erkennen des Sinnes dieser Unvollkommenheit erschließt sich uns erst der Sinn des Lebens und der Schöpfung überhaupt. Diese angeborene Unvollkommenheit wirkte hin zur Erkenntnis: zur Selbsterkenntnis und zum Bewußtwerden des Göttlichen, der Seele — das kann nun wieder kein Tier; hier beginnt der Mensch. Und kann nun Wandel schaffen in sich — auch das kann das Tier nicht. Aus freiem Willen aber kann der Mensch sich umschaffen zu den drei Möglichkeiten: zur Gottgeeintheit, dem Gottgleichnis, zum Widergott, oder zum Seelentoten, den bei lebendigem Leibe in der Seele Abgestorbenen, den „plappernden Toten". Das ist die „Selbstschöpfung" zu einem dieser drei; jeder Mensch, gleich welcher Rasse, welchem Volke er angehört, kann solche Selbstschöpfung vollziehen oder — sie vernachlässigen, unterlassen, gerade weil er die Unvollkommenheiten nicht erkennt. Wohlgemerkt: nicht bei den äußerlichen Unvollkommenheiten dürfen wir stehen bleiben, sondern um die seelischen handelt es sich. Deswegen ist die Erkenntnis, vor allem die Selbsterkenntnis, so ungemein wichtig für die Selbsterziehung und Selbstschöpfung und nicht zuletzt für die Geschichtegestaltung des Volkes.

Nun haben aber die Rassen und Völker verschiedenes Erbgut in ihrer Seele, es sind also auch ihre Stärken und Schwächen verschieden, daher auch die Hilfen und die Gefahren aus diesem Rasse-Erbgut verschieden; es müssen daher auch die Wege zur Überwindung der Unvollkommenheiten verschieden sein: es gibt für jedes Volk nur einen Heilsweg: den artgemäßen. Heute ist uns dies durch die Rasse-Erkenntnisse auf seelischem Gebiete und durch die Deutsche Gotterkenntnis feste Klarheit geworden. Aber in all

den Märchen lebt das Ahnen dieser Weisheit — so können sie Wege zur Erkenntnis werden und sinnvoll mitgestalten an Deutscher Volksschöpfung.

So sind denn diese Märchen wie ein Kranz kostbarer, verschiedenfarbiger Edelsteine in der Krone Deutschen Volkstums.

Das Waldhaus

Dies Märchen hat äußerlich einige Ähnlichkeit mit dem allbekannten von Hänsel und Gretel und ist doch wenig beachtet worden — wie so vieles!

Hier wie dort ein verzaubertes Haus mitten im Walde, Kinder die sich verlaufen, weil die Vögel die Wegzeichen, den Hirse, die Linsen und die Erbsen, wegpickten. Und doch wieder ganz anders im inneren Geschehen. Da will ein Vater seinem Kinde den Weg weisen — es ist dies das große Amt der Eltern, das Wegweiseramt, denn das Kind ist noch unerfahren, unvollkommen. Aber der Vater sollte doch wissen, daß die Mittel, die er anwendet, nicht die richtigen sind, daß sie untauglich sind. So verliert er ein Kind um das andere, auch das jüngste. Nun sind die Kinder auf sich selbst gestellt — wie handeln sie nun aus ihrer Seele, aus ihrem Charakter? Die beiden ersten sind nur auf sich selbst bedacht und gerade noch an den alten Mann denken sie, denn er gab ihnen ja den Auftrag, sie sind ihm ja zu Dank verpflichtet, also müssen sie ja für ihn sorgen — aber für die Tiere? Da denkt keines daran — es sind doch bloß Tiere! — Sie sitzen wie in einem dunklen Kerker der Seele, sinken in den Keller.

Aber das jüngste, das hat ein weltoffenes, gutes Herz, das spürt etwas von der gottdurchdrungenen Schöpfung — nicht Mitleid, sondern gesundes Mitgefühl mit allem — frei von enger Selbstsucht, frei von Lohnhoffen und Strafefürchten — es dachte ja auch nur an den hungernden Vater und die um ihr Kind bangende Mutter, als es sich verlaufen hatte, nicht an Lohn und Strafe.

So kann es den Zauberbann brechen — es wird ihm gar nicht bewußt, sein Gutsein ist ihm selbstverständlich. Das Donnern und Krachen in der Nacht schreckt es nicht, es erwacht zwar, ist aber furchtlos und schläft wieder ein. Und nun steht am Morgen alles in leuchtender, feenhafter Pracht, wie Frühlingssonne nach dem

nächtigen befreienden Gewitter. Und aus dem Alten mit dem langen weißen Bart ist ein junger, schöner Königssohn geworden — wer denkt da nicht an den alten Barbarossa im Kyffhäuser: die Deutsche Seele, das Deutsche Volk ist wieder erwacht, im Donner der Schlachten des Weltkrieges, aus der Guttat der eigenen Seele jenseits aller Lohnhoffnung und Strafangst. Jugendschön und lenzstark schreitet es in den neuen Morgen zu neuer Erkenntnis: Deutscher Gotterkenntnis.

Der Eisenhans

Es sind recht alte Bildgedanken, die in diesem Märchen in neuer Gestalt aufleben und geformt sind. Es könnte wohl auch „Der wilde Mann" und „Goldener" heißen, es hat verwandte Züge mit diesen Märchen.

Der Eisenhans, der wilde Mann, einer der Riesen, ist die ungebändigte Naturkraft; sie liegt im Sumpf, versteckt im Wald, verschlingt alles, was ihr nahe kommt. So wie im Menschen die ungebändigten Kräfte und Triebe, vom törichten Selbsterhaltungwillen geführt, zum Untergang, zum Sumpf führen. Es ist ein verwunschener König — verwunschen heißt ja, daß falsch gewunschen, falsch gewählt wurde; also königliches Menschentum aus mangelnder Wahlkraft für das Rechte verwünscht.

Das ist auch der Leitfaden für dieses Märchen. Auch der junge Königssohn, der spielende Knabe ist so einer, der noch nicht fest ist — er hat gute Anlagen mitbekommen — aber der Charakter ist noch nicht geformt, wie es bei Kindern ist. Noch kennt er ja die wilden Kräfte nicht — der Riese ist gebändigt, im Käfig eingesperrt — man hatte ihn durch Ausschöpfen des Sumpfes und Fesseln bezwungen. Im Hofe des Königs wurde sein Gefängnis aufgestellt, damit der König selbst immer sehen konnte, ob das Böse und Wilde in gutem Gewahrsam sei; und Frau Königin selbst hütete den Schlüssel der Eisentür. Das Weib, die Hüterin der Sitte und Seele. Der Wilde weiß gut, wo er liegt und nützt die Lustgier des Knaben, wieder frei zu kommen. Und als der Knabe aus Leidangst vor der Strafe aufschreit und dem Leid entfliehen will, da verfällt er dem wilden Mann ganz — er nimmt ihn mit.

Nun aber wächst im Eisenhans selbst etwas wie von Gutwerden — eine Sehnsucht aus eigenem Kindheiterinnern? Er schont den Knaben, ja will ihn erziehen, macht ihn zum Brunnenhüter, des Goldborns! — Das Kind vertändelt wieder, will Schmerz schnell stillen und steckt den Finger in den Bronnen — er wird golden. Sollte der Knabe nichts vom Gold erfahren, das als Geld so viel Unheil in die Welt brachte, vielleicht dem Eisenhans selbst das Unheil schuf? — Anders ist das Sonnengold, das Gold der Jugendschönheit, das Gelten des Guten.

Wie jung Siegfried liegt der Knabe im Walde, schaut erstaunt sein eigen Bild im Brunnen — kommt ihm Selbsterkenntnis? — Nein, noch war's nur Neugier! — Der Eisenhans kennt das alles — noch will sich der Junge die ersten Male herauslügen — beim dritten Mal — schon war er nahe der Selbsterkenntnis, denn er wollte sich in die Augen sehen — da sucht er nur noch sich zu entschuldigen. Nun muß er hinaus in die Welt, ins Leben, um sich dort zu erproben, sich zu bewähren oder unterzugehen. Er verbirgt sein Goldhaar — es kam ihm ja als Schuld vor. Erst als Küchenjunge — das männliche Gegenstück zum Aschenputtel — dann als Gärtnerjunge. Da entdeckt die Königstochter sein Goldhaupt; um Geld steht er nicht, er verschenkt die Golddukaten den Kindern zum — Spielen. Aber wie fein im Märchen, daß er einfache, wilde Feldblumen der Königstochter pflückt, „die riechen kräftiger", sagt er auf den Vorwurf des Gärtners, warum er keine Gartenblumen genommen — von seiner Naturnähe ist ihm der Sinn für das Einfache und Kraftvolle geblieben. Sind's die alten Volkslieder und Märchen, diese Feldblumen?

Wie wohl er sich in Hut hält mit seinem Hütchen! Keine vorzeitige Entfaltung! Erst muß er sich als Mann, als Held bewähren — Krieg kommt; sein sehnlichster Wunsch ist: mitzukämpfen. Er wird verlacht, einen lahmen Gaul läßt man ihm. Wie der junge Parzifal zieht er los auf seinem Jammergaul. Aber nun weiß er sich Hilfe zu holen: vom Walde und wilden Mann; jetzt sind es keine ungebändigten Triebe mehr, es ist Urkraft, wie sie als Selbsterhaltungwille in der Todesnot aus der Volksseele erwacht und die Kräfte verhundertfacht und mehr schenkt als man verlangt: nicht nur eigen Roß und Rüstung und Schwert, son-

dern wackere Mitstreiter, ein ganzes Heer — sie bringen die Entscheidung zum Siege!

Aber das bleibt unerkannt, trotzdem alles davon spricht — er ist's zufrieden, tat es ja nicht um Lohn. Daß er stolz ist auf seine Leistung, das zeigt sich später, als er sich zu erkennen gibt und sich frei als denjenigen nennt, der als Ritter zum entscheidenden Siege verholfen hat. Als er aber nun heimkehrt, unerkannt, da lachen und spotten die Leute, die er eben vom Untergang gerettet. Stolz spricht er mit Recht: „Ich habe das Beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen." Da ward er noch mehr ausgelacht — so kann ein Volk seinen Retter verhöhnen und nicht erkennen! Wie oft schon in Deutscher Geschichte?

Wie Siegfried die Brünhild, so will sich unser junger Held die Königstochter erringen, den goldenen Apfel fangen. Als er dann nach dreimaligem Verbergen von der suchenden Minne der jungen Königstochter entdeckt wird, gibt er sich zu erkennen im Selbstgefühl königlicher Art — seine Taten zeugen für ihn. Und er fordert frei und froh des Königs Töchterlein zur Gemahlin. Und was der verwunschene wilde Mann gewesen, der ist erlöst und ein stolzer König. So wird aus Wildem und Unvollkommenem sinnvoll die Kraft zum Wandel der Seele zu königlicher, herrlicher, gottdrungener Art. Und die soll König sein und führen!

König Drosselbart

Es könnte ein feines Lustspiel abgeben, dieses Märchen von der schönen aber eitlen Königstochter und dem König Drosselbart, der sie in rechter Minne von ihrem Dünkel heilt. Das Märchen spricht ja für sich. Der nur auf das Äußerliche gerichtete Sinn der Königstochter, ihr Spott und Hohn muß den Gottesstolz der Werber verletzen, denn körperliche Eigenarten, vielleicht ererbt, sind doch kein Hindernis zur Erfüllung des Sinnes des Lebens: in seiner Seele Wandel, das Gottgleichnis zu schaffen. — Wie herzlos können da oft Kinder sein, bis sie durch ernstes Wort dahin geführt: „was sie wohl sagen und empfinden würden, wenn es ihnen selbst so ginge", Wandel in sich schaffen.

So kann erst dann dem minnenden König Drosselbart der Augenblick zur dauernden Minnegemeinschaft kommen, als die Kö-

nigstochter selbst erlebt, was verletzter Gottesstolz ist und in sich selbst Wandel schafft; nicht ihre Klage „ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart" kann ihn bewegen — sie entspringt ja noch dem lusterpichten törichten Selbsterhaltungwillen, weil sie es nun nicht so gut und schön hat — erst als sie in innerer Erschütterung unter Tränen erkennt: „Ich habe großes Unrecht getan, und bin nicht wert, deine Frau zu sein", da wird sie ihm wert durch diesen Wandel zum Guten, Göttlichen hin.

„. . . und die rechte Freude fing jetzt erst an" — sagt das Märchen mit Recht und schließt: „Ich wollte, du und ich wären auch dabei gewesen." Sicher nicht als bloße Zuschauer, sondern um selbst solchen Wandel zu erleben — wie ist das doch fein gesagt!

Die Bienenkönigin

Abenteuerdrang führt zwei adelige Jünglinge zu einem wüsten wilden Leben — der Weg manches Deutschen mit edlem Erbgut — sie finden nicht mehr heim, weder nach Hause noch zu ihrem eigenen Deutschen Wesen.

Den jüngsten nannten sie „Dummling"; er ist nicht auf das Einträgliche, Ehrsüchtige, Weltgewandte gerichtet, er ist einer von den „Träumern", die Brüder dünken sich ihm so viel überlegen und spotten noch über ihn — er hat ja wohl als der Jüngere ein Anrecht gehabt, noch im träumerischen Reich des Vorfeiertags des Lebens zu verweilen, ja, dies gab ihm die schirmende Hülle vor dem Versklaven in das bloße Zweckdenken, es hütete sein Gotterleben. — Wie verroht die älteren Brüder durch ihr Abenteuerleben sind, zeigt ihre Zerstörungwut und Gefühllosigkeit den Tieren gegenüber, den Ameisen, Enten und Bienen. Der Jüngste sieht das Lebendige in allem, das Gottdurchdrungene aller Schöpfung und schützt es.

Ist nicht gerade die Tierliebe und die Naturliebe das, was den Deutschen von je auszeichnete? Den heidnischen Deutschen ehedem noch mehr als den verchristlichten! Sieh doch, wie sie jetzt überall Tafeln stellen müssen: Verboten ist . . .! Oder flehender: „Schont die Blumen, den Wald, die Tiere!" Schutzgebiete werden mit großen Kosten errichtet, „Naturschutzpark" nach amerikanischem Vor-, nein: Schreckbild! Naturschutzvereine, Tierschutzvereine . . . Aber

bei keiner Ausgrabung, auf keinem Runensteine unserer heidnischen Vorfahren fand man eine solche Warnungtafel, kein Lied, keine Sage meldet uns von solchen Vereinen oder Vorkämpfern für Naturschutz. Es muß doch etwas anders geworden sein seitdem!

Ja — im verwunschenen Schloß liegen die Königstöchter im Zauberschlaf, wie schon so oft, so lang die Deutsche Seele. Alles versteint, erstarrt in Zweck, in toter Organisation, ohne Leben. Das Schweigen des Todes liegt über allem — aber auch jenes große Schweigen, in dem man hellhörig werden kann. Es schweigt das alte graue Männchen — unsere Vorgeschichte wurde uns ja verschwiegen — aber die Gegenwart stellt Aufgaben, die gelöst werden müssen; das Alte winkt wegweisend, führt heran. Da stehen auf der Steintafel eingemeißelt die Aufgaben geschrieben, aus den Steinen sind sie zu lesen — wenn alles schweigt, beginnen die Steine zu reden. Vor Sonnenuntergang noch muß die Aufgabe gelöst werden — oder es versinkt alles in den Tod der Versteinung, der Erstarrung.

Die tausend Perlen edlen Schmuckes, die verlorengegangen sind in dem Jahrtausend des Unheils — das verlorene Deutsche Erbe, Können und Künden (Kunst) muß wieder lückenlos gefunden werden — draußen im Walde, Moos ist darüber gewachsen. Der Schlüssel zu der Schlafkammer der Königstochter muß aus dem See geholt werden — der Schlüssel: die Erkenntnis der Ursache des Zauberschlafes; der See: das Spiegelbild der Seele. Und nun, fast am Ziel, gilt es aus den drei schlummernden Königstöchtern jene zu erkennen, die Honig gegessen hat — Honig: die Götterspeise, also jene Königstochter, die Göttliches in sich trägt.

Vor dieser Aufgabe versagen die so weltgewandten abenteuerlichen Brüder schon beim ersten Stück, bleiben schon im Anfang stecken, können nicht die Perlen alle finden und zusammenbringen, erstarren und versteinen. Aber der „Dummling", der „Träumer", der Gottwache, findet unerwartete Hilfe — aus der unterbewußten Natur, den Tieren kommt sie ihm, wie aus dem Unterbewußtsein der Rasse- und Volksseele uns die großen Hilfen des Rasse-Erbgutes zuströmen. Er allein gewinnt die gotterfüllte Königstochter zur Gemahlin und die Herrschaft und Führung im Lande. Mit dem ganzen Volk sind auch die Brüder aus der Er-

starrung befreit, der Zauberbann — er ist ein Massen-Bann — gebrochen; sie bekommen die beiden anderen Königstöchter zur Ehe, die Zucker und Sirup gegessen hatten — eine andere Auswahl getroffen hatten, mit dem mechanisch erzeugten Süßstoff sich begnügt hatten — sie werden sicher zu den beiden Brüdern passen, und so hat jeder das seine auf seiner Stufe, die Führung aber erhält der Gotterfüllte.

Der alte Großvater und der Enkel

Es ist eine schlichte, einfache Erzählung von erschütternder Wucht: ein kleines vierjähriges Kind erweckt in seinen Eltern durch seine kleine Tat ein Großes: Seelenwandel. So können Kinder zum Erzieher für die Eltern werden, sie vor Verkommenheit retten.

Im Mittelalter ist dieser Stoff oft behandelt worden, in Erzählungen, Spielstücken (bei Hans Sachs „die halbe Roßdeck"), Gedichten, auch in einem Volkslied aus dem Kuhländchen (liegt an der Oderquelle) ist das Märchen enthalten. Wie oft mag in christlicher Zeit den alten Eltern das grausame Los von ihren verkommenen Kindern bereitet worden sein, wenn es so oft als erschütterndes Schicksal gestaltet wurde. Hat es ja auch Schiller in seinen „Räubern" so ergreifend dargestellt, in dem alten Moor.

Die Wichtelmänner

Die kleinen Wesen, die Wichtelmänner, Heinzelmänner, Erdmänneken, Zwerglein, beschäftigen besonders die Fantasie des Kindes — es ist ja selber klein gegenüber den Großen, da freut es sich, daß es noch kleinere Wesen sind als es selbst, und so klein und niedlich wie seine Puppenstube, und sein Spielzeug stellt es sich auch die Wichteln vor. Und auch die Erwachsenen haben ihre Freude daran, selbst in der Sage sind sie als geschäftige Zwerge, Alben, vertreten.

In unseren beiden Erzählungen sind sie heimliche Helfer der Menschen, die gut sind. Im zweiten Märlein ist jenes Gefühl zum Ausdruck gebracht, das wir im Traume unbewußt erleben, im Wachsein aber als Ewigkeitgefühl des Göttlichen: zeitlos, erhaben über die Zeit.

Katze und Maus in Gesellschaft

Das ist eine recht seltsame Vergesellschaftung zur Versorgung für Notzeiten. „Die Katze läßt das Mausen nicht", geht ein alter Spruch; das ist eben Katzen-Eigenart. Auch Rom und Juda läßt nicht von seiner Eigenart und sucht und braucht immer wieder: Dumme!

Wie beteuert in diesem Tierfabel-Gleichnis die Katze ihre „große Liebe und Freundschaft" zur Maus, die sich drankriegen läßt. Ein feiner Zug der Geschichte: das Fettnäpfchen steht in der Kirche, unter dem Altar. „Ich weiß keinen Ort, wo es besser aufgehoben wäre, als in der Kirche, da getraut sich niemand etwas wegzunehmen." — Wie es dann weiter geht, erzählt ja das Märchen so drastisch, wie es besser nicht getan werden könnte. Und als endlich der Maus es dämmert und sie das letzte Wort aussprechen will, ruft die Katze: „Willst du schweigen! Noch ein Wort und ich fresse dich auf!" — Ja — so geht's in der Welt! — Solche Erfahrung scheinen viele Völker gemacht zu haben, denn diese Fabel von dem Fettnäpfchen ist weitum bekannt. Ob wohl unser Sprichwort: „jemandem ins Fettnäpfchen treten", damit zusammenhängt?

Tischchen deck dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack

Ein rechtes Schwank-Märchen, eingerahmt von der Ziegengeschichte, die ja zum Schneider gehört. Doch steckt ein tieferer Sinn dahinter. Die Ziegengeschichte ist nur eine Einleitung, vielleicht entsprungen der Beobachtung, daß die Ziege immer wieder einen Leckerbissen sucht, auch wenn sie satt wäre, die lebendige Lüge.

Die drei Söhne nun: sie lernen jeder etwas, ein rechtschaffen Handwerk, und kehren mit ihren Wunder-Wunschdingen heim, die ihnen ein von Nahrungsorgen freies Leben gewährleisten. In dem Wirtshaus verlieren die beiden älteren diese Wunsch-Dinge — sie werden ihnen von dem habgierigen Wirt vertauscht. Das Schlimme nur: sie merken gar nicht den Betrug und stehen dann schließlich vor der ganzen Verwandtschaft selbst als Betrüger und Schwindler da. — Der Jüngste aber hat etwas mitbekommen, ein Wunschding, unscheinbar, aber wichtig: den Knüppel aus dem

Sack — die Wehr, die Waffe. Wie die Sage von dem sich selbst schwingenden Schwert berichtet, so ist es hier der sich selbst schwingende Knüppel. Und der prasselt auf den Betrüger nieder und holt den Raub heraus — die beiden älteren Brüder hatten erkannt, daß sie betrogen wurden, aber sie konnten sich ihr Eigen nicht zurückholen, erst der wehrhafte Bruder kann dies. Und nun ist auch der Tisch wieder gedeckt und wieder Geld im Haus und niemand stiehlt das weg, denn der „Knüppel aus dem Sack" verhindert das.

Ob nicht den Völkern solch ein Knüppel aus dem Sack zu wünschen wäre gegen ihre Ausbeuter, Juda und Rom und falsche Wirte? Wir haben heute so einen Wunderknüppel — nicht die Kanonen, sondern: Die Feinderkenntnis des Hauses Ludendorff, die Wahrheit über die Welt-Ausbeuter, Welt-Diebe und Welt-Schwindler. Und wie durch den Stich der Biene die Ziege verschwindet — weder die Schlauheit des Fuchses noch die Kraft des Bären vermochte es — so vertreibt die Siegeskraft der Wahrheit die Lüge.

Die Bremer Stadtmusikanten

Das ist eine rechte Tierfabel, wie sie ähnlich weitverbreitet sind. Ursprünglich wohl der Kampf der Haustiere gegen die räuberischen Waldtiere (wie aus älteren Fassungen hervorgeht); daraus sind dann die Räuber geworden. In den Räubergeschichten ist immer der Zug kennzeichnend, daß die Diebe abergläubig sind und durch ihre Dämonenfurcht leicht verjagt werden, wie auch im „Frieder und Catherlieschen". Auch die Tiermusik ist ja beliebt, man denke an die „Katzenmusik", die man mißliebigen Leuten bringt.

In unserem Märchen sind die Tiere, die den Menschen bis ins Alter dienten, nun da sie nicht mehr zur Arbeit taugen, dem Tode und dem Umkommen preisgegeben. Durch Vertreibung der Räuber gewinnen sie ein neues Heim.

Das Lumpengesindel

Ein rechtes Lumpengesindel in der Tierfabel, gekennzeichnet aus der Lust am Fabulieren und Schabernack.

Die kluge Bauerntochter

Das ist hier eine andere Klugheit als die Schlauheit, wie sie im „Tapferen Schneiderlein" geschildert ist, der eigentlich ein Prahlhans ist und keine heldischen Züge trägt, so daß wir ihm die Königstochter nicht gern zusprechen. Diese weise Klugheit aber, diese geistige Überlegenheit, wie sie dieses Märchen erzählt, ist nordischer Zug, wie er uns in den Isländischen Sagas in ganz ähnlicher Erzählung von der klugen Aslaug-Kraka wieder begegnet.

Und es ist nun diesmal nicht der „dumme Bauer", wie er seit Hans Sachs verspottet wird (nicht gerade zum Nutzen und Ansehen des Bauernstandes), sondern gerade die bäuerische, naturgeborene Klugheit und Weisheit ist es, die hier siegt, sogar durch das Weib. Ja, welch herzhaftes Lachen über den aus dem Bauerntum entwurzelten König, der in seinem Urteilsspruch das eben geborene Füllen nicht dem Pferdebauer, sondern dem Ochsenbauer zuspricht. Und wie fein überführt die kluge Frau ihren Mann der Torheit durch den Streich des am trockenen Markte fischenden Bauers. Und wie gewinnt sie sich den zürnenden Gemahl wieder durch ihre aus echter Minne geborene Tat der Klugheit, durch die beide wiedervereint werden.

Das ist alles so lebendig dramatisch, daß es auch zu einem echten Volksstück geformt wurde, des gleichen Namens wie das Märchen; es sollte statt der die Bauern verächtlich machenden Schwänke viel mehr von den Liebhaberspielern aufgegriffen werden.

Hans im Glück

Das Märchen ist so gedeutet worden: da sieht man den Deutschen, der so innerlich ist, daß er allen Reichtum und Besitz gering achtet, sein Glück trägt er im Herzen, bleibt immer ein Kind und als er alles los ist, eilt er erleichtert froh und glücklich in die Arme der Mutter.

So ist's nämlich wirklich bei vielen: nur ist's nicht die Innerlichkeit, sondern die Dämlichkeit: Esau im Grase — und der glatte Jakob nimmt es ihm ab. So möchten es ja die Ausbeuter des Deutschen Volkes, das immer ein guter Arbeiter war: ihm den

Arbeitertrag abnehmen. Man braucht ja nur in der Erziehung den Willen zur Lust und, wenn die Arbeit vorüber im Knechtsdasein, nun er sich „frei" und als Herr fühlt, die Begehrlichkeit großzüchten. Der plumpesten Ausbeutung fällt er zum Opfer, erzählt selbst den anderen seine Verblödung, die ihn nun noch mehr ausnutzen; zuletzt der Scherenschleifer, trotzdem er ganz offen singt: ich dreh den Mantel nach dem Wind. Nun kann der Hans erst recht schleppen an dem schweren Feldstein — aber er fühlt sich auf der Höhe des Glückes und schließlich, als er auch diese Last los ist, „ohne sich Vorwürfe machen zu müssen" — also das „gute Gewissen" hat, das für die christliche Glückseligkeit so notwendig ist und den Menschen so sehr betrügen kann — da dankt er dem Gott-Jehowa auf den Knien mit Tränen in den Augen für diese „Gnade". Das ist der Gipfel des „Glückes" oder — der Verblödung.

Wißt ihr nun, was das für ein „Hans im Glück" ist?

Der alte Hildebrand

Hier haben wir ein Musterbeispiel, wie's gemacht wird. Es ist nicht umsonst eine Märchengeschichte aus Deutschösterreich; auch in Deutschböhmen kommt es mit geringen Abweichungen vor. Da will die Frau den Mann mit der Butte erst nicht einlassen, hat die Laden geschlossen und sagt, der Mann ist nicht daheim. Der Gevatter hat aber durch einen Spalt den Pfarrer drin gesehen und sagt: „So mag der ehrwürdige Herr drinnen ein gut Wort für mich einlegen." Da erschrickt die Frau und läßt ihn ein; der Gevatter stellt sich dann am Ofen schlafend.

Da hat sich einmal die Volksseele richtig Luft gemacht in diesem köstlichen Schwank, der schonunglos im breiten Humor die Schwächen und Verkommenheit geißelt. Wenn nur recht vielen im Deutschösterreiche und anderwärts ein solcher Gevatter käme.

Auch dieses Märchen ist leicht in Spiel umzusetzen und mutet wie ein Fastnachtschwank an.

Der Frieder und das Catherlieschen

Es ist schon ein rechtes „Kreuz": eine solche Ehe mit der Verdummung. Die zunehmende Verblödung ist trefflich geschildert,

immer mehr nehmen die Fähigkeiten des Bewußtseins, des klaren Denkens und Urteilens ab — Lähmung der Denk- und Urteilskraft. Niedergang der Wirtschaft, Verkehrung alles Sinnes tritt ein. — Und wo Catherlieschen noch „denkt", da ist es an der falschen Stelle angesetzt. Sie kann gar nicht mehr vom Ganzen her denken, glaubt das Haus gesichert zu haben, wenn sie die Türe, und auch nur den einen Teil mit dem Schloß, mitnimmt. Ihr lacht? — Schaut euch um, so wird's oft gemacht! Wäre es sonst überhaupt möglich gewesen, daß das Maß der Dinge das Judengeld und Jehowa wurde, und nicht mehr Gott, Volk und die Art!

Der Dumme hat manchmal das Glück — so Catherlieschen und ihr doch auch schon etwas dämlicher Frieder, als die Türe vom Baume hinunterpoltert unter die Räuber — aber auch nur, weil diese teufelsgläubig sind, also jüdisch-christlich-orientalisch in Teufelsfurcht erzogen — wie der Herr Pfarrer am Ende des Märchens, bei dem sogar eine „Wunderheilung" an seinem lahmen Bein eintritt, daß er besser laufen kann, als der mit den gesunden Beinen.

Erschütternd ist die Stelle, wo Catherlieschen nicht mehr weiß, ob sie's noch ist oder nicht — Verlust des Selbstbewußtseins — Untergang des Ichbewußtseins — völlige Verblödung — und doch noch fähig, Jehowa- und Teufelsgläubigen, also Christen, als „Geist" zu erscheinen, sogar dem Herrn Pfarrer — ist's nicht eine Heilige, so ist's der Teufel!

Eine Tragikomödie; furchtbarer, warnender Ernst unter sprühendem Spott und — heilendem Lachen.

Die sieben Schwaben

Ein toller Schwank, im ganzen Land bekannt, eine „Don-Quichotterie" (nach dem spanischen Ritter Don Quichotte, der gegen Windmühlenflügel kämpft, eine Parodie auf entartetes, verzerrtes Ritter- und Landsknechttum). — Die sieben Schwaben wollen auf Abenteuer ausziehen; wieder der Abenteuerdrang, das abgelenkte, mißbrauchte Heldentum wie im Landsknechtlaufen. Blindlings folgen die anderen ihrem Führer. Köstlich ist der

Streit in Versen vor dem Angriff auf den Hasen; auch hier: Verblödung in Teufelsaberglauben, das Erbteil des Christentums.

Erschütternd ist das Ende: die Deutschen verstehen einander nicht mehr, vor allem der Anführer, daran kommt er um; die anderen gehen gar zugrunde, weil ein Frosch quakt!

Noch ein Wort zum Beschluß

Es war ein buntes Bild — Spiegelbild Deutscher Seele und Deutscher Schwächen, das da vor uns lebendig wurde. War es nicht vielleicht auch ein Stück Volkserziehung, das dabei mit herauskam? Für jenen, der noch fähig ist, sich davon ergreifen, erschüttern zu lassen und — nachdenkt. Nachdenkt über die Ursachen und forscht nach den Gründen und den weisen Seelengesetzen, die solches wirken. Gewiß, du und keiner in unserem Volke wünschen, daß wir das Selbstbewußtsein verlieren wie Catherlieschen, oder gar infolge des Quakens eines Frosches zugrunde gehen.

Wenn du das willst: dein Volk vor Untergang bewahren, deine eigenen Kinder abwehrstark, selbstbeherrscht, selbständig im Denken und Urteilen, wahrhaft und wehrhaft zu erziehen, dann laß es dir angelegen sein, nach diesen Märchen zu einem anderen Buch, einem ernsten und tiefen zu greifen: „Des Kindes Seele und der Eltern Amt", und „Die Volksseele und ihre Machtgestalter". Dort findest du die Ursachen klargelegt, findest die weisen Seelengesetze aufgezeigt — eine Mutter schrieb das, nicht nur für ihre Kinder, sondern für alle Volkskinder. Und wenn du Lehrer bist und Verantwortung trägst für das Kostbarste, das dir unser Volk anvertrauen kann, dann vertiefe dich in den „Lehrplan für Deutsch-Gottgläubige Jugend"; nicht nur der Lehrer, auch die Eltern sollten es tun, recht gründlich! Und dann lest noch als Lebens- und Erfahrungbuch die beiden: „Statt Heiligenschein und Hexenzeichen — mein Leben" und „Mein Glück im Hause Ludendorff". Dem Haus Ludendorff verdanken wir die tiefen Erkenntnisse der Volks- und Rassenseele, die Deutsche Gotterkenntnis und das Wissen um die Deutschfeinde Rom, Juda und ihre Helfer und Helfershelfer, um den Bann und Zauber, die Gewalttaten und Verblödung, die sie durch ein Jahrtausend an unserem Volke geübt. Und wir erhalten durch diese Erkenntnis auch die Wehr

und Waffe wieder, uns unserer Feinde von Grund aus zu erwehren. Nicht nur dies, sondern auch die Freiheit Deutschen Gottglaubens zu gewinnen, vom Gottahnen zum Gotterkennen fortzuschreiten, unsere Zeit voll und ganz zu erfüllen zu Deutscher Volksschöpfung. Auf diesem Wege können uns die Märchen Helfer sein, wenn das, was in der Kinderseele durch das Märchen geweckt wurde, im Erwachsenen entfaltet und ins Bewußtsein gehoben wird.

Das alte Erbwissen — verfolgt und vergessen — lebte in den Märchen weiter; in dem 1. Bande meiner „Deutsche Märchen und ihre Deutung" habe ich an einer Reihe anderer Märchen die Zusammenhänge aufgezeigt, und Deutungen gegeben, die sind dort nachzulesen, zum weiteren Verständnis der Märchen und alten Überlieferung aus heidnischer Zeit. Auch ist dort über Märchenforschung und abwegige okkulte Auslegung dieser Überlieferungen geschrieben.

Wilhelm Grimm gab dem zweiten Bande der Märchensammlung (1814) zum Geleit mit: „Wir wollten nicht bloß der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen; es war zugleich unsere Absicht, daß die Poesie die darin lebendig ist, wirke, erfreue, wen sie erfreuen kann und darum auch, daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde." — Möge es, nach mehr als einem Jahrhundert, in dieser neuen Auswahl, mit gereifteren Erkenntnissen als sie den Brüdern Grimm zur Verfügung standen, befreit vom Fremdtum, den Wunsch der beiden „Sprachgewaltigen" erfüllen zum Heile unseres Volkes!

Wir stehen in einem neuen Frühling unseres Volkes nach tausendjähriger Unheilszeit, das Blut ist erwacht; dazu ist uns Erkenntnis geworden, die uns vor neuem Fall schützen kann und wird, wenn — jeder an sich selbst arbeitet: sich selbst und ein neues Geschlecht zu erziehen zur Freiheit!

Im Lenzing 1935.

Fritz Hugo Hoffmann.

Anmerkungen zu den Märchen

Diese Märchen sind der Sammlung der Brüder Grimm entnommen, der beiden „Sprachgewaltigen", von denen die treffliche Formung stammt, z. T. nach ihren eigenen Aufzeichnungen, wie sie die Märchen dem Volke abgelauscht. Besonders war es eine Bauersfrau aus Zwehrn in Hessen, der sie so viele Märchen verdanken. In ihrer Sammlung „Kinder- und Hausmärchen" 1. und 2. Band gaben sie dem Deutschen Volke den reichen Schatz zurück; in einem 3. Bande behandelten sie ihre Forschungergebnisse. Es standen ihnen damals nicht jene Erkenntnisse zur Verfügung wie uns heute; wir lesen heute alles nach den Grundlagen der Erkenntnisse der Rassen-Seelenkunde und Volksseele aus. Damit rechtfertigt sich eine neue Ausgabe der Märchen in Auswahl unter Ausscheidung alles dessen, was orientalisch, christlich und fremdrassig beeinflußt ist; seit der Zeit der Kreuzzüge vor allem ist viel Fremdes eingeflossen. Ausführlicher ist in dem 1. Bande „Deutsche Märchen und ihre Deutung" über Märchenforschung geschrieben.

In den Märchen dieses Buches sind nur geringfügige Änderungen gegenüber der Grimmschen Fassung vorgenommen. Die Satzzeichen und manches andere dieses trefflichen Erzählerstils sind möglichst unverändert belassen, auch wenn sie den heutigen Schulmeisterregeln nicht immer entsprechen sollten. Nachfolgend ist über die Herkunft kurz berichtet.

Das Waldhaus: Nach mündlicher Überlieferung von Karl Gödeke zu Deligsen bei Alefeld niedergeschrieben und den Brüdern Grimm übergeben.

Der Eisenhans: Nach einer Erzählung aus den Maingegenden und in Arnims Märchen (Nr. 17); im Münsterland „Der wilde Mann". Im Norden kommt eine ähnliche Sage von König Harald dem Haarschönen vor (im Flatöbuch). Ähnliche Märchen in Dänemark, Norwegen, Böhmen, Rußland, Italien.

König Drosselbart: In den Maingegenden, Hessen und im Paderbörnischen. Der König heißt auch Bröselbart. Norwegisch: Hakon Borkenbart.

Die Bienenkönigin: Aus Hessen.

Der alte Großvater und der Enkel: Erzählt von Stilling. Volkslied aus dem Kuhländischen bei Meinert (1. 106). Alter Meistersang und mittelalterl. Lieder; bei Hans Sachs „Die halbe Roßdeck", auch altdeutsche Erzählungen.

Die Wichtelmänner: Aus Hessen. Wir haben nur die 1. und 2. Erzählung genommen, die 3. weggelassen, da sie fremdartige Züge trägt (Wechselbalg).

Die kluge Bauerntochter: Aus Zwehrn. Norwegen, Island ähnlich. Hans Sachs erzählt eine ähnliche Geschichte, auch ein althochdeutsches Gedicht. Auch bei anderen Völkern ähnliche Geschichten vom Rätsellösen.

Tischchen deck dich usw.: Aus Hessen. Ähnlich ist das Märchen von dem Ranzen, Hütlein und Hörnlein. Im Zillertal ein ähnliches.

Die Bremer Stadtmusikanten: Nach zwei Erzählungen aus dem Paderbörnischen; ähnlich in Zwehrn. In Rollhagens Froschmeuseler ein Gedicht „Der Ochs und der Esel stürmen mit ihrer Gesellschaft ein Waldhaus" (16. Jahrhundert). Ähnlich in Siebenbürgen.

Das Lumpengesindel: Aus dem Paderbörnischen; ähnlich in Hinterpommern, dort verbunden mit Katze und Maus.

Katze und Maus in Gesellschaft: Aus Hessen; in Hinterpommern vom Hähnchen und Hühnchen; norwegisch vom Bär und vom Fuchs.

Hans im Glück: Nach mündl. Überlieferung mitgeteilt von Aug. Wernicke. Im Wunderhorn, ein Schwank vom Schneider Bock. Ähnlich in Norwegen und Cornwall.
Der alte Hildebrand: Aus Deutschösterreich, auch Deutschböhmen; manchmal heißt er auch der alte Ofenbrand.
Der Frieder und das Catherlieschen: Nach einer Erzählung aus Zwehrn und einer zweiten hessischen.
Die sieben Schwaben: Nach einer Erzählung in Kirchhofs „Wendunmut" und einer Meistersinger-Liedhandschrift. Es treten auch 9 Schwaben auf. Zu Wien ist oder war an einem Haus eine Malerei mit Dreien am langen Spieß, dazu die Verse: „Veitla, gang du voran, denn du hast Stiefel an, daß er dich nit beißen kann". In Holland ist ein ähnliches Märchen von den drei stolzen Westfälingern.

Schrifttum-Hinweis

„Kinder und Hausmärchen"

Gesammelt durch Brüder Grimm. 1., 2. und 3. Band (1822/1856)

„Des Kindes Seele und der Eltern Amt"

1. Band von „Der Seele Wirken und Gestalten". Von Dr. Mathilde Ludendorff

„Die Volksseele und ihre Machtgestalter"

2. Band von „Der Seele Wirken und Gestalten". Von Dr. Mathilde Ludendorff

„Lehrplan der Lebenskunde für Deutschgottgläubige Jugend"

von Frau Dr. Mathilde Ludendorff
sowie ihre anderen seelenkundlichen Werke und die Abwehrschriften des Hauses Ludendorff

„Die Hölle als Bestandteil der Kindererziehung"

Zur Psychopathologie des Religionunterrichts. Von Dr. med. W. Wendt, Facharzt für Psychiatrie

„Lehrstoff zum Lehrplan der Lebenskunde für Deutschgottgläubige Jugend"

Heft 1—4

„Deutsche Märchen und ihre Deutung"

mit Bildern von Karl Martin,
herausgegeben von Fritz Hugo Hoffmann. 1. Band.

Druckerei Albert Ebner, München

